

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 1.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;
vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 1. Januar 1893. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Leichtsinniges Volk.

Novelle von Paul Oskar Höcker.

1.

„Niemand sprach. Man konnte eine Stecknadel fallen hören. Florian Konksi saß vor der Staffelei, ganz in seine Arbeit vertieft.“

Das Bild war wieder einmal ein Meisterwerk.

Der tiefblaue Himmel, die Luft, das Meer, der Strand, und nun gar die Fischergruppen in der zwanglosen Anordnung — besonders die Gestalt des halbwüchsigem Neapolitaners im Vordergrund! Der Bengel lag auf dem Rücken; er hatte die großen Augen weit aufgerissen und den Mund lustern geöffnet, als ob er nach den Beeren der vollen Traube schnappen wollte, die er dicht über seinen Lippen in der Hand hielt.

Soeben hatte Meister Florian die letzten kleinen Lichter auf den üppigen Weinbeeren angebracht. Jetzt war an dem Bilde Nichts mehr auszusetzen. Gleichwohl legte er Pinsel und Palette nicht aus der Hand, sondern ließ immer wieder seine Blicke von dem Gemälde zu dem Modell des Fischerknaben hinüberichweifen, das dicht am Fenster auf dem Ruhebett lag: die Hand mit der Traube über das Gesicht erhoben und schelmisch liebäugelnd mit der reifen Frucht — ganz so, wie es auf der Leinwand dargestellt war.

Jetzt huschte ein nervöses Zucken über die zierliche, geschmeidige Gestalt des Neapolitaners. Konksi fuhr aus seiner Versunkenheit empor.

„Jamos gehalten, Mädchel!“ lobte er. „Wir sind fertig.“

Der Fischerknabe redete sich. „Ganz fertig, Papachen?“ kam es aus seinem Munde. „Bon. Dann brauchst Du auch Deine Traube nicht mehr.“

Konksi lachte. „Sollst Du haben, Sascha.“

So hieß nämlich der Neapolitaner. Er war übrigens gar kein Knabe, sondern ein Mädchen, und nicht etwa ein bezahltes Modell, sondern Meister Konksis achtzehnjähriges Töchterlein.

Der Maler empfand innige Freude darüber, daß ihm gerade der kleine Neapolitaner so gut gelungen war. Alles stimmte — das weiche, runde Kinn mit dem allerliebsten Grübchen, die in die Stirn hängenden dunkeln Locken, das faltige Hemd mit den weiten Ärmeln und die abgetragene Kniehose, die das Muskelspiel des lässig aufgestellten Fußes freigab, — und vollends die derben, schadhafsten Schuhe mit den Holzsohlen! Meister Florian lehnte sich zurück, zündete sich eine Cigarette an und begann zu träumen.

Inzwischen beschäftigte sich Sascha damit, den Saft der reifen, vollen Beeren auszuschlürfen. Schließlich warf sie das Skelett der Traube mit einem gewagten Schwung über mehrere Staffeleien hinweg hinter den mächtigen Kachelofen, erhob sich und sprang auf den Maler zu, dessen Nacken sie stürmisch umschlang. Konksi zog den kleinen Neapolitaner am Arme von der Staffelei fort, wies auf sein Bild und sagte schmunzelnd: „Na?“

Sascha stand anfangs sprachlos da. Zum ersten Male sah sie die Scene in der Vollen-

ding. Das Walten der Meisterhand hatte dem Gemälde die letzte Weihe gegeben.

„Höre, Papachen, Du hast entschieden Fortschritte gemacht,“ meinte der kleine Kritiker.

„Sehr verbunden für das zweifelhafte Lob,“ lachte Konksi. Darauf schwieg er und wühlte eine Weile in seinem Bart.

„Was hast Du mit dem Bilde vor?“ nahm Sascha wieder auf.

Konksi runzelte die Stirn. „Es wandert zu Saladin.“

„Was — zu dem Bilderonkel?“

Meister Florian nickte seufzend. „Es gehört ihm sogar bereits.“

„Ohne daß er es gesehen hat?“

„Ja.“

Der kleine Neapolitaner schüttelte verwundert den Kopf. „Aber Deine letzte Arbeit hat er Dir doch so schlecht bezahlt, Dein schäbiger Saladin?“

„Trotzdem gehört ihm die Strand-Scene und das Bild, das ich danach malen werde, und das nächste auch und



Japanerin im Winter-Kostüm. Siehe Seite 7.

Nach einer photographischen Original-Aufnahme.

das folgende wieder und . . . eh, der Kuckuck soll's hosen!" Der Meister hatte heftig begonnen und sich in heftigen Worten geredet; zum Schluß stampfte er mit dem Fuße auf.

Sascha war sprachlos.

Als Konsti das verwunderte Gesicht seiner Tochter sah, fuhr er in milderem Tone fort: "Einmal müßt Ihr's ja doch erfahren, Ihr armen Mädels, — Du und Kora."

"Aber was denn, um's Himmelswilligen?" fragte das Mädchen ängstlich.

Der Maler warf seine Cigarette fort, schlug die Beine über einander und stützte das Haupt auf, müßig nach dem Boden blickend. "Weißt Du, was ein Corjaren-Brief ist?"

Der Neapolitaner bejahte.

"Dafür hat man im modernen Leben das Wort Contract erfunden. Solch ein Contract ist ein wunderliches Ding. Alle Paragraphen beginnen mit den Worten: Herr A. verpflichtet sich. Wozu? Zu arbeiten, zu liefern, wieder zu arbeiten und wieder zu liefern. Und der Herr B . . . ? Ja, sich 'mal, das ist so eine Art von Großmogul, ein Halbgott, — denn er hat Geld. Der hat dem armen A., als dieser 'mal in der Klemme saß, ein Paar lumpige tausend Thaler vorgestreckt. Und seit dieser Zeit hat sich der unglückselige A. dem Herrn B. verschreiben müssen, mit Haut und Haar, mit Leib und Seele, wie der arme Sünder dem Teufel."

Sascha hatte die Augen weit aufgerissen. "Und Dein Großmogul heißt . . . ?"

"Saladin Lupe, Bilderhändler, Berlin W., Regentenstraße 17, Bel-Etage, Sprechstunde von 11 bis 2."

Konsti sagte das halb lachend, halb mit unterdrückter Wuth.

"Und nun hast Du Dich ein für allemal verpflichtet, diesem abscheulichen Bilder-Corjaren alle die schönen Sachen, die Du malst, abzuliefern?"

"Drei Jahre lang. Und gegen ein Honorar . . . na! Es ist, um aus der Haut zu fahren."

"Aber, Papachen, wann ist denn das passiert?"

"Das letzte Mal, als wir Geld brauchten."

"Haha, Geld brauchen wir doch immer."

"Ei gewiß!" lachte der Meister. "Aber im vergangenen Sommer — Du weißt doch — die Reise in's bairische Hochgebirge . . . das kostete ein Heidengeld."

"Warum sind wir denn nicht lieber zu Hause geblieben, wenn das Geld zur Reise nicht da war?"

"Märchen Du! Einmal, weil Florian Konsti, Dein Vater, eines sanften, aber sicheren Todes verblieben wäre, wenn man ihm zugemuthet hätte, in dem entseßlichen Berlin zu überjammern, zweitens, weil seine Gattin sich gerichtlich von ihm hätte scheiden lassen, da ihr eine reiselose Saison wie ein untillgbarer Schandfleck in ihrer gesellschaftlichen Conduiten-Liste erschienen wäre, und drittens, weil Florian Konsti zwei allerliebste Töchter hat, die nicht als Mauerblümchen dahinwelken, sondern recht gute Partien machen sollen."

"Also Ihr wollt uns unter die Haube bringen?" rief Sascha mit langem Gesicht. "Hm, also darum Frauendörth und Achensee und Königsschlösser und . . ."

Der kleine Neapolitaner schob die Hände in die Hosentaschen und stellte sich herausfordernd vor den Maler.

"Das will ich Dir nur sagen, Papachen, wir sind keine von den Töchtern, die sich verheirathen lassen. Kora nicht und ich nicht. Dazu habt Ihr uns viel zu selbständig erzogen. Also unserthalben braucht Ihr Euch gar nicht in Unkosten zu stürzen. Wenn der Rechte da ist, werden wir schon das Mäulchen aufmachen. Und so Etwas kommt oft sehr plötzlich."

Konsti mußte über den kleinen Burschen lachen, der so tapfer für seine Wahlfreiheit eintrat. Nur der letzte Satz dieser drolligen Standrede gefiel ihm nicht. "Du, Sascha, ich will nicht hoffen . . ."

Sascha ward puterroth — bis hinter die Ohren. Zum Glück wurde das Gespräch dadurch jäh abgebrochen, daß im Entrée die Glocke ertönte.

Der Maler schnellte empor. Sascha huschte zur Thüre und lauschte.

Anna, das Stubenmädchen, öffnete die Vorjaal-Thüre; man vernahm eine Männerstimme.

Vater und Tochter blickten einander verständnißlos an.

"Eine quittirte Rechnung!" flüsterte Sascha ahnungsbang.

Der Maler setzte im Geistesritt über das Zimmer, setzte mit einer für seine Jahre erstaunlichen Gewandtheit über das Fußende des Ruhebettes, das ihm die Bahn versperrte, und steuerte auf eine Tapeten-Thüre los. Als er die Klinke bereits in der Hand hatte, raunte er der Tochter zu: "Ich bin für Niemand zu sprechen!" Darauf verschwand er.

"Herr Liddemann is draußen. Soll er 'rein? Er will den Herrn sprechen."

Annas Anmelde-Stil ließ an Eleganz zu wünschen übrig. Ein Beweis, daß der Aufkömmling im Ansehen der derben Berliner nicht sonderlich hoch stand. Herr Liddemann trug nämlich keine Handschuhe, zweitens war er nur ein "stad.", wie auf seiner Visiten-Karte stand, und drittens nahm er schon auf dem Treppensflur, bevor er in den Corridor eingelassen wurde, den Hut ab — natürlich einen großen, breitkrämpigen Künstlerhut. Auch ein Zeichen, daß man es mit keinem Manne von Welt zu thun hatte.

Sascha gerieth in namenlose Aufregung. "Ach, Herr Liddemann? . . . Ja, wir lassen bitten. Nein, nein, um Gotteswillen, ich bin ja nicht angezogen."

"Soll er später mit 'ran kommen?" fragte Anna, die des gnädigen Fräuleins Aufregung über den unerwarteten Besuch durchaus nicht theilte, in energischem Tone.

Der Neapolitaner huschte zur Tapeten-Thüre. "Du, Papachen, komm doch 'mal, ach, bitte, bitte."

Nach einer kleinen Pause öffnete sich ein Thürspalt. "Wer ist denn da?" fragte der Meister mit ängstlicher Heimlichkeit.

"Herr Liddemann."

"Ach — der?" erklang es zurück. "Was will er denn?"

"Nun, einen Besuch machen," erwiederte Sascha fast gekränkt. "Du hast ihn doch eingeladen vor der Reise."

"Möglich." Konsti konnte sich aber nicht mehr entsinnen.

"Na, soll er nu 'rein oder soll er nich 'rein?" drängte Anna.

Er soll! Als Konsti diese Entscheidung traf, athmete Sascha tief auf.

"Ich werde mich ganz schnell umziehen," versicherte sie. "Dann komme ich auch noch ein wenig."

"Nicht nöthig. Es ist ja nur ein Studirender von der Akademie."

"Nur? . . . Hm, kann er denn 'was?"

"Vielleicht später 'mal. Jetzt ist er doch noch Lehrjunge."

"Lehrjunge ist gut!" lachte der kleine Neapolitaner mit hochrothen Wangen. Darauf empfahl er sich.

2.

"Friedrich Liddemann, Studirender der Königlichen Akademie der bildenden Künste!" stellte sich der Eintretende dem Meister vor. Es war ein blasser, junger Mann mit dunkelblondem Kraushaar und braunen, ehrlich in die Welt blickenden Augen.

"Meiner Seel, Liddemann, ich hätte Sie wahrhaftig nicht mehr erkannt. Wie geht's Ihnen? . . . Oh, Flor am Arme — Sie haben Trauer?"

Der angehende Maler blickte zu Boden. "Meine Mutter — im Sommer war's. Ja, böse Zeiten liegen hinter mir. Ich glaube es wohl, daß ich mich recht, recht sehr verändert habe."

Konsti erinnerte sich des "lustigen Friedels" — wie er auf allen Kostümfesten der Akademiker, an jeder Kneiptafel und auf allen Sommerfesten genannt worden war — noch von früher her. Das Roth seiner Wangen hatte einer durchsichtigen Blässe Platz gemacht. Friedel war in den paar Monaten gesetzter, reifer geworden.

"Armer Bursche!" sagte der Meister. Dann klopfte er ihm auf die Schulter und fügte in etwas polterndem Tone hinzu: "Aber immer Kopf oben behalten! Es ist das Gesetz der Natur, daß die Kinder den Eltern in die Grube nachschauen. Und glücklich Der, dem in unserer Kunst eine Trösterin beschieden ward."

"Ach ja, Meister," versetzte Friedel mit gedrückter Stimme, "die Arbeit war auch das Einzige, was mich aufrecht hielt. Und ich kann wohl sagen, daß mir in diesen Monaten zum ersten Mal das Heilige unserer Kunst nahe getreten ist. War's doch auch ein Werk der Pietät, an dem ich arbeitete, — das Bild meiner Mutter."

"Das Bild Ihrer Mutter! . . . Liddemann — das Bild seiner Mutter — hm hm — hören Sie, ich glaube . . ."

Meister Florian strich nachdenklich über seine Stirn.

"Es ist kein Portrait," nahm der junge Maler wieder auf. "Ich malte sie in ganzer Figur — am Fenster im Erkerstübchen, auf dem Lehnstuhl. Da saß sie in den letzten Jahren immer, wenn die täglichen Geschäfte in unserer kleinen Wirtschaft erledigt waren. Dann klapperten die Nadeln in ihren Händen, sie plauderte mit mir und sah durch die kleinen Scheiben über das Vorgärtchen hinweg den Spaziergängern nach. Ach, so ein tiefer Friede lag über ihrem Antlitz! Mir stand das Bild der Mutter so lebhaft vor Augen, daß ich zu ihr sprach, als säße sie noch auf ihrem Lehnstuhl, so oft ich mit meiner Staffelei an's Fenster rückte. Denn

ich wollte Alles auf der Leinwand wiedergeben, was ihr im Leben theuer gewesen war: die Blumen auf dem Sims, den Hans im Vogelbauer, die sauberen Gardinen, den weißgeputzten Estrich . . ."

"Ja, ja," unterbrach Konsti kopfnickend, "durch's Fenster blickt man in das Vorgärtchen, da steht die Fliederlaube und der grün angestrichene Gartenzaun . . . und über den weißen Scheitel der freundlichen Alten ergießt sich das friedliche, ruhige Licht eines Frühlingsabends. Nicht wahr, ich hab's im Kopf behalten? . . . Also das stammt von Ihrer Hand — schau, schau!"

"Wie, Meister, Sie erinnern sich — Sie haben das Bild gesehen?"

"Unter den anderen Arbeiten im großen Saal der Akademie. Sie haben's der Jury vorgelegt."

"Ja, und ich gestehe offen — erst nach langem Kampf. Erst kam mir's wie eine Entweihung vor. Aber dann rief wieder eine innere Stimme in mir: Du handelst im Sinn der Mutter, wenn Du der Welt zeigst, was Du kannst. Sie hat nämlich große Stücke auf mich gehalten, die gute Alte." Friedel lächelte wehmüthig.

Meister Florian machte einen Gang durch's Zimmer.

"Sie hat Recht gehabt, Ihre Mutter, lieber Liddemann."

Mehr sagte Konsti nicht. Doch insgeheim erinnerte er sich des Urtheils, das er kurz zuvor — auf Saschas Nachfrage — über den jungen Maler abgegeben hatte. Er mußte unwillkürlich lächeln. Der Lehrjunge Liddemann war in seinen Augen mindestens zum Gesellen emporgerückt.

"Was meinen Sie wohl, wenn plötzlich so ein großes, didveriegeltes Couvert, dessen Adresse, echt akademisch, noch mit der Federpost geschrieben ist, an Sie gelangte, he? Es fällt ja wohl dieser Tage der Ausspruch der Preisrichter."

Friedels Wangen begannen sich zu färben.

"Na, ich wünsche es Ihnen von Herzen! . . . Nun sagen Sie mir aber, lieber Freund, womit kann ich Ihnen heute dienen?"

Diese Frage brachte den jungen Mann ganz außer Fassung. Er hatte sich auf dem weiten Weg hierher — von Berlin O. bis in die Hardenberg-Straße am Zoologischen Garten — einen sehr hübschen Eingangssatz ausgearbeitet. Da sich der Besuch aber so ganz anders gestaltet hatte, ersahen ihm die künstliche Construction, mittelst deren er sich einen Vorwand für seinen Besuch zurechtgelegt, zu phrasenhaft und unehrlich. In seiner Verwirrung stotterte er: "Ich — ich wollte eigentlich . . . gar Nichts, nur, weil Sie mir erlaubt hatten und dann . . ." Friedel schluckte ein paar Mal und plappte endlich heraus: "Und dann hab' ich auch im März auf dem Rosenfest in Schiras' in der Philharmonie mit Ihrem Fräulein Tochter ein . . . ein Vieliebchen gegessen."

Konsti lachte herzlich auf. Die Verlegenheit des jungen Mannes belustigte ihn. "Ei, sieh einmal an, also solcher Ehrenschulden erinnern Sie sich doch noch?"

Der Meister bemerkte, daß Friedel plötzlich das von ihm heute vollendete Bild mit weit aufgerissenen Augen anstarrte. Besonders der Fischerknabe schien seine Bewunderung herauszufordern.

"Das ist ja Fräulein Sascha . . . ich wollte sagen, Ihr Fräulein Tochter!" rief Friedel überrascht aus. Dann betrachtete er das Gemälde eine Weile mit sprachlosem Staunen, trat zurück, wieder vor und zur Seite. Endlich sah er den Meister strahlenden Blickes an und sagte tief aufathmend: "Schön . . . schön, bei Gott!"

Gerade, als der junge Maler das von dem Vieliebchen gesagt hatte, war eine Dame von stattlicher Erscheinung, kostbar und mit gewähltem Geschmack gekleidet, in's Atelier eingetreten. Es war Frau Susanna, Meister Florians Gemahlin, eine geborene von Schierstädt. Sie blieb bei der Begrüßung des jungen Mannes kühl bis an's Herz hinan. Denn einmal war ein Maler, der nicht sehr viel Geld verdiente, in ihren Augen überhaupt eine Null, und dann hatte sie auch mit ihrer Sascha weit höhere Pläne.

Verschüchtert blickte Friedel einige Male nach der Thüre, in der Erwartung, daß sich vielleicht auch das gnädige Fräulein blicken lassen werde. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht.

Es entwickelte sich ein Gespräch über Konstis Gemälde. Liddemann fragte an, ob die Strandscene in öffentlicher Ausstellung erscheinen werde.

"Bei Griesinger & Co., in dem neuen großen Kunstverlag, wurde neulich sehr darüber geklagt, daß Ihre neueren Arbeiten so wenig bekannt würden. Griesinger sagte, mit einem Konsti sei doch mehr zu machen. Wenn Sie sich entschließen könnten, nur ein einziges Mal Ihrem Kunsthändler untreu zu werden und sich anderen Händen anzuvertrauen, — er selbst würde gern das Doppelte und Dreifache geben."

Frau Susanna blickte den jungen Mann näher und

freundlicher an. Er fing an, sie zu interessieren. „Hörst Du, Florian?“ fragte sie darauf ihren Gatten in sehr energischem Tone.

Konski zuckte kaum die Achsel.

Die gnädige Frau klopfte nervös mit dem Fuß auf's Parquet. Florian war ja gewiß ein herzensguter, talentvoller und auch kluger Mann, aber in Geldsachen so ungeschickt, wie — nun, wie eben nur ein Künstler!

Aber so durfte das nicht weitergehen. Eben lehrte sie wieder einmal von einem jener unangenehmen Gänge zurück, die bei dem Drängen der zahlreichen Gläubiger in der letzten Zeit immer häufiger nöthig wurden. Frau Susanna hatte es satt, wieder und wieder zu verträufeln, um Stundung zu bitten u. s. w. u. s. w., . . . es war wirklich unerträglich!

„Mein lieber Herr Viddemann,“ redete sie herablassend den jungen Maler an, „sagen Sie doch gelegentlich diesem — hm — Griesinger, nicht wahr? — er solle getrost 'mal herkommen und sich das Ding ansehen. Konski werde schon mit sich reden lassen.“

„Unfinn!“ brauste der Maler auf. „Davon versteht Du Nichts, liebe Susanna. Ich bin bereits contractlich gebunden. Das Bild gehört Saladin.“

Die Gnädige warf den Kopf in den Nacken und machte einen sehr rüstigen Spaziergang durch das Atelier, dabei mit den zielichen Lackshuhen mehr Geräusch als nöthig verursachend. Auf ihrer Wanderung kam sie an dem in Rede stehenden Bild vorüber. Sie blickte es anfangs grollend an. „Zammerschade!“ jagte sie kopfschüttelnd. „Denn es ist wirklich niedlich, das Bild. Großartig!“

Plötzlich stand Frau Susanna vor dem roth werdenden Friedel. Sie bemühte sich, der Angelegenheit ein sicherhaftes Gepräuge zu verleihen.

„Sie sollen mein Bundesgenosse werden, lieber Herr Viddemann. Dieser widerspenstige Florian Konski muß ein reicher Mann werden — so sehr er sich sträubt.“

Friedel blickte geschmeichelt lächelnd bald die gnädige Frau, bald den Meister an, der misanthropisch am Rauchtisch stand und ein Streichholz nach dem anderen anzündete, ausblies und mit verschwenderischem Kraftaufwand hinter den Ofen warf.

„Man will doch wissen, wofür man arbeitet,“ nahm Frau Konski wieder auf.

Friedel fand das ganz in der Ordnung.

„Und dann kommt mir's auch darauf an, daß die Arbeiten meines Mannes wieder mehr besprochen werden. Was nützt es mir, wenn uns der Herr Banquier Strauß oder der Fürst Protowitz sofort von der Stafetei wegkauft und uns in seiner Galerie aufhängt, . . . wir wollen uns auch den breiteren Schichten des Volkes zugänglich machen. Der Pöbel soll auch Etwas davon haben.“ Frau Susanna athmete tief auf. Das mit den ‚breiteren Schichten des Volkes‘ war ihr jamos gelungen. „Wenn Sie mir also einen Gefallen thun wollen, lieber Herr Viddemann, so sagen Sie Griesinger, hier stehe ein neuer Konski, er solle sich beeilen.“

Meister Florian fuhr ärgerlich in die Höhe. „Er wird sich einen Korb holen, der Herr Griesinger & Co., verlaß Dich darauf.“

„Er wird sich keinen Korb holen!“ versicherte Frau Susanna mit einem leisen Beben der Stimme, während sie ihrem Gatten einen Blick von durchbohrender Liebenswürdigkeit zuwarf.

Konski fügte sich — vorläufig. Der junge Nachgenosse brauchte ja nicht Zeuge eines ehelichen Auftritts zu werden. Es lag ein Gewitter in der Luft.

Friedel hielt den Augenblick für geeignet, sich zu empfehlen.

„Wir sehen Sie doch bald wieder bei uns?“ fragte Frau Susanna. „Ich habe mich sehr gefreut. Dienstags und Freitags empfangen Sie zum Thee. Meinen Töchtern sind Sie vorgestellt, nicht wahr?“

„O gewiß,“ stammelte Friedel, „beiden. Auf dem Rosenfest in der Philharmonie. Das war zu entzückend.“

„Ja, ganz famos. Also auf Wiedersehen.“

„Und bitte, empfehlen Sie mich dem gnädigen Fräulein — beiden, bitte,“ wagte Friedel schüchtern hinzuzusetzen, während er sich vorsichtig zwischen den tausend kleinen Gegenständen, die ihm den Weg nach der Thür versperrten, durchwand.

3.

„Das ist ein netter junger Mann!“ sagte Frau Susanna, nachdem sich die Thüre hinter dem Besuch geschlossen.

Konski hörte nicht; er hatte sämtliche Streichhölzer unbrauchbar gemacht und ließ jetzt seine Zerstückungswuth an der Schachtel aus, die er in hundert Splitter zerstückte.

Die Gattin rüstete sich zum Kampf. Sie trälerte vor sich hin. Das war stets ein böses Zeichen.

„Tralalala . . . hühm . . . tatimtarata.“ Es lag eine erzwungene Glückseligkeit in den paar Tönen. Und dazu setzte Frau Susanna eine Miene auf . . . armer Florian! Die ungnädige Dame begab sich an's Fenster und begleitete ihren Schlachtgesang durch ein nervöses Trommeln an die Scheiben. Dann verstummte die Melodie. Eine bange Schwüle trat ein — die Ruhe vor dem Sturm.

„Florian!“ unterbrach die Gattin endlich die herrschende Stille in einem zuckersüßen Tone.

Der Meister blickte seine Frau mit ironischer Zärtlichkeit an. „Du besiehst, mein Täubchen?“

„Nenne mich nicht Täubchen!“ brauste Frau Susanna auf.

Es hatte in ihren Mienen schon lange gewetterleuchtet. Mit diesem kurzen Ausruf schlug es zum ersten Mal ein. Noch war es ein kalter Strahl. Aber warte nur, Florian, der nächste Blitz zündet! . . .

Die Gattin hatte nämlich eine fürchterliche Waffe versteckt gehalten, zu der sie jetzt ihre Zuflucht nahm:

Sie brauchte Geld!

Konski ward unruhig.

Geld! — ein entseßliches Thema. Gewiß, es war ja nothwendig, aber doch nur ein nothwendiges Uebel. Und sie brauchte wirklich ein bißchen Viel, die gute Frau Susanna. Allein die Schneider- und Puhmacherinnen-Rechnungen vom vorigen Winter! Dann die Unsummen für die fertig bezogenen Dinere und Souperer von Huster. Der Bälle, Schlitten- und Wagen-Partien gar nicht zu gedenken. Woher sollten denn die Mittel kommen?

Frau Susanna hatte mit wogendem Busen dagestanden. Wenn sich der Gatte mit all seinen Borwürfen ausgegeben hatte, kam sie erst an die Reihe. Ausreden lassen — das war ihre Taktik. Sie verschob ihr Pulver nicht zwischenhinein durch Mandglossen und Nebenbachtigkeiten. Schließlich behielt sie doch das letzte Wort.

Jetzt ließ Frau Susanna das schwere Geschütz aufahren.

Der gute, leichtsinnige Florian hatte nämlich in den ersten Jahren der Ehe, als er noch nicht so Viel verdiente, um einen glänzenden Haushalt führen zu können, das bescheidene Vermögen seiner Frau durchgebracht, gründlich, mit einem Talent, als ob nicht seine Gattin, sondern er selbst ein Ablömmeling der Schierstädt's gewesen wäre. Denn bei diesen war das von jeher so Brauch gewesen. Das lag im Blute. Man konnte darin eine Abart Ibsen'scher Vererbungs-Theorie erkennen.

Durch eine mahnende Erinnerung an die längstvergangene Wirthschaftsünde Florians erreichte sonst Frau Susanna Alles. Nur heute nicht. So griff sie denn zu einem letzten Mittel: Die Zukunft der Kinder stand auf dem Spiel, wenn sich Florian abermals von diesem Saladin übertölpeln ließ.

Für Kora hatte sich eine prächtige Partie gefunden. Frau Susanna blinzelte zu ihrem Gatten hinüber. Der wußte noch von Nichts.

„Für Kora, Florian! . . . Ein reicher, sehr reicher junger Mann, hübsch, flott, den Kora mag.“

„Hm — aber daß ich erst jetzt davon Etwas . . .“

„Nicht wahr, Männchen, und Du wirst dem Glück Deiner Tochter nicht im Wege sein? Ich meine, Du wirst uns doch jetzt endlich aus diesen entseßlichen Calamitäten herausreißen. Denk nur: ein Freier kommt in's Haus — und wir haben kein Geld!“

Florian zuckte mit den Achseln. Diesmal ging's wirklich nicht — beim besten Willen nicht. „Wenn dieser nichtswürdige Saladin erführe, daß ich das Bild anderweit verkaufe, — er stürzt uns Alle in's Unglück.“

„Aber was liegt denn nur vor — mit diesem unheimlichen Menschen?“

Florian beichtete. „Kannst Du Dich erinnern, Susanna, damals — am Starnberger See, als ich auf ein paar Tage fortreisen mußte? Damals habe ich mir von Saladin ein paar tausend Mark gepumpt. Seit der Zeit bin ich ihm mit Leib und Seele verschrieben.“

„Wie konntest Du nur . . .?“

„Hätte er mir nicht ausgeholfen, so säßen wir noch heute am Starnberger See und ernährten uns von Forellen und frischen Mollen. Der schlaue Fuchs ließ mich einen Contract unterschreiben — einen Contract . . . na!“

„Aber so bedenke doch . . . unsere Kora ist ganz jabelhaft in ihn verliebt!“

Konski seufzte. „Unser Prinzeßchen!“ sagte er fast gerührt.

„Er ist Berg-Assessor und denk' nur: Premier-Lieutenant der Reserve im Kaiser Franz Garde-Granadier-Regiment.“

„Donnerwetter!“ meinte der Meister. „Aber wo und wie ist denn Das vor sich gegangen? Er hat sich Dir bereits anvertraut?“

„Gewiß. Am Achensee war's. Er hätte sich auch

zu Dir ausgesprochen, aber Kora wollte keine Verlobung in der Sommerfrische. Er kommt demnächst nach Berlin. Dann will er mit Dir reden. Du hast also wirklich Nichts gemerkt?“

„Nein. Ich war ja den ganzen Tag mit meinen Skizzen beschäftigt.“

„Und erinnerst Dich auch nicht mehr an ihn? Der hübsche, gewandte junge Mann mit dem dunkeln Haar und dem flotten Schnurrbartchen?“

„Ach, Einer sieht ja aus wie der Andere. Und bei meinem schlechten Gedächtniß — dunkel, vielleicht, das ist möglich.“

„Richard Lupe, der Sohn reicher Eltern. Das heißt, seine Mutter ist todt.“

„Lupe?“

„Ja. Sein Vater lebt übrigens in Berlin. Er wohnt in der Regentenstraße.“

„In der Regentenstraße?“ rief der Meister. „Was ist er denn — sein Vater?“

„Weiß wirklich nicht. Aber reich soll er sein. Und mehr kann man ja von einem Schwiegervater nicht verlangen.“

Florian wurde ganz heiß. „Hat sich denn der Herr gar nicht näher über seinen Vater ausgesprochen?“

„Nein. Das ist auch das Einzige, was mir nicht gefällt an der Geschichte. Die Beiden verkehren gar nicht mit einander.“

Der Maler stürmte nach einer Ecke des Ateliers. Auf einem kleinen Büchertisch lag das Adress-Buch. Florian blätterte eine Weile in dem dickleibigen Band. Endlich lachte er höhnisch auf.

„Es giebt nur Einen dieses Namens in der Regentenstraße. Weißt Du, wer Kora's Schwiegervater werden soll?“

„Nun?“

„Saladin Lupe — mein Bilder-Corjar!“

Frau Susanna starrte ihren Gatten verblüfft an.

„Das ist ja niedlich!“ sagte sie dann.

4.

Die Wenigsten, die in Konski's Hause verkehrten, hatten eine Ahnung von den unerquicklichen wirtschaftlichen Verhältnissen.

Man aß und trank gut bei den gastfreundlichen Leuten, die Wohnung war mit vornehmem, künstlerischen Geschmack ausgestattet, die Damen trugen glänzende Toiletten, die Familie begab sich im Sommer auf Reisen und nahm im Winter an allen kostspieligen Vergnügungen Theil.

Meister Florian galt für einen Glückspilz. Sein Talent ward allgemein anerkannt. Man flüsterete sich hohe Zahlen zu, wenn über den Kaufpreis eines neuen Werkes von seiner Hand gesprochen wurde. Und dann war er ja auch wirklich fleißig. Es konnte ihm also gar nicht fehlen.

Früher allerdings nicht. Hätte der Meister nur ein bißchen rechnen können, so wäre er ein reicher oder doch vermöglicher Mann geworden. Aber er war eine jener seltenen, naive-leichtsinnigen Künstler-Naturen, die von dem Werth des Geldes nicht die geringste Ahnung haben. Was da war, wurde verbraucht — und wenn Nichts da war, so wurde geborgt.

Ein Heidengeld ging bei den Konski's drauf. Meister Florian hatte sich trotz seiner göttlichen Verachtung des Mammons allmählig ein ganz anerkennenswerthes Talent im Vorgen aneignen müssen, der Noth gehorchend.

So gerieth er auch in Saladin's Hände.

Der Verkehr mit dem Kunsthändler war dem Meister bequemer. Er erhielt freilich viel geringere Honorare von ihm, als von Privatkäufern, schätzte aber an Saladin die Eigenschaft schnellerer Bezahlung. Heute hatte Florian den letzten Pinselstrich an einem Werk gethan — morgen war er im Besitz der Kaufsumme. Und noch einen andern prächtigen Charakterzug besaß Onkel Saladin . . . er gab Vorschuß! Der Kunsthändler, der übrigens auch mit anderen großen Meistern in dieser Weise „arbeitete“, war so zu einer sicheren, scheinbar nie versiegenden Geldquelle für Florian Konski geworden.

Darin lag eine große Gefahr.

Der Meister gerieth völlig in die Hände des Bilder-Corjars. Der Vorschuß wuchs zu erschrecklicher Höhe an. Florian dachte manchmal mit geheimem Grauen an's Rückzahlen; aber immer seltener.

Seine Familie erfuhr erst sehr spät von dem Compagnie-Verhältniß. Und da konnte er überhaupt nicht mehr zurück.

Gelegentlich hatte der Meister schüchtern geäußert, man müsse sich einschränken, es werde zu viel Geld ausgegeben. Das erregte einen großen Sturm. Die Damen bewiesen dem Hausherrn, daß man nicht ein-

facher leben könne, als es bereits geschehe. Als Florian, durch die Geldverlegenheiten gedrückt, ernster wurde und einmal gehörig löswetterte, erreichte er Nichts als Thränen. Gattin und Töchter zeigten sich in seltener Einmüthigkeit gekränkt, und der Meister kam sich wie ein augentrollender Hausstyrann vor.

Die Folge war, daß man acht Tage später eine große Erholungs-Reise antrat.

Mitten im Sommer, als man sich im bayrischen Hochgebirge den Schönheiten der Natur hingab, ward die Künstler-Familie von einer Geldverlegenheit überrascht, die alles bisher Dagewesene übertraf.

Konsti schlug sich vor die Stirn: es hatte ja so kommen müssen!

An einem der schönen Sommerabende, während sich Kora und Sascha in einer kleinen Gondel auf dem Starnberger See schaukelten, offenbarte Florian der entsehten Gattin seine Lage. Frau Susanna war außer sich. Der unglückliche Maler sah sich von tausend Vorwürfen überschüttet. Das Gelungenste war, daß seine Gattin ihn des bodenlosen Leichtsinns bezichtigte. Konsti wurde die Unterhaltung um so ungemüthlicher, als Frau Susanna zum Ueberfluß auch die alte Verschwendungs-Geschichte aus den ersten Jahren der Ehe wieder anführte. Um den Vorwürfen zu entfliehen, beging Florian den dümmsten Streich seines Lebens. Er unterzeichnete einen Contract, in dem er sich verpflichtete, alle seine Arbeiten der nächsten drei Jahre Saladin Lupe zu überlassen. Ein Absatz in dem Vertrag ordnete auch die Rückzahlung des bereits geleisteten Vorschußes. In seinem Leichtsinne beachtete Konsti den Passus nicht. Er war froh, von dem Bilder-Corsaren, der seine augenblickliche Nothlage ausnützte, die dringend erforderliche Summe zu erhalten.

Die volle Wahrheit wagte Konsti seiner Gattin aber auch jetzt nicht einzugestehen. Er hatte sich nämlich dazu verstehen müssen, die Rückzahlung dieses letzten großen Darlehens durch Wechsel sicher zu stellen.

Seitdem lebte der Maler in beständiger Furcht. Am meisten zitterte er vor den Vorwürfen, die ihm Susanna bereiten würde. Auf der Sommerreise arbeitete er unablässig an seinen Skizzen. Sobald man in Berlin anlangte, machte er sich an die Ausführung. Jetzt galt es, besonders fleißig zu sein, um die drohende Gefahr abzuwenden. Die Wechelschuld spukte unablässig in seinem Hirn.

Zum Glück gestattete Konsti sein leichtlebigen Naturell, wenigstens während der Arbeit der Sorgen zu vergessen. Er arbeitete als wirklicher Künstler, nicht Gewinnes wegen, sondern aus Freude am Schaffen.

Für Frau Susanna und deren Töchter gab es keine bange Stunde. Man amüßte sich, kaufte und — machte Schulden nach wie vor. Florian besaß nicht den Muth, energisch Einsicht zu gebieten. Er hatte eben selbst kein reines Gewissen. Wenn die großen Cartons der Mode-Bazare durch die Entrée-Thüre schwankten, so fraute er sich zwar hinter den Ohren und sagte schüchtern: „Aber Kinder!“ — sobald sich ihm jedoch seine Damen in ihren neuen, mit künstlerischem Geschmack gewählten Toiletten vorstellten, so verschwand die letzte Unmuthsfalte von seiner Stirn. Dann gab es für ihn keine Zahlen mehr; Florian lächelte geschmeichelt. Ja, er gerieth sogar in ein ganz ehrliches Staunen, wenn ihm mitgetheilt wurde, wie billig man den neuen seidenen Umhang für Mama, die Promenaden-Kostüme für die Töchter, und nun gar die Hüte, diese Meistererschöpfungen der Fußmacherer, erstanden hatte!

Eine dunkle Ahnung sagte es freilich selbst der leichtsinnigen Künstler-Gattin, daß die zu schwindelnder Höhe angewachsene Schuldenlast endlich einmal abgetragen werden müsse. Doch immer wieder wußte sie sich zu trösten.

Vor auf rechnete man eigentlich? ... Frau Susanna wußte es nicht, die junge Welt auch nicht — und Papa Florian ebenfalls nicht. Denn daß er für seine Strand-Szene nur soviel bekam, um gerade die Wechelschuld tilgen zu können, wagte er den Seinigen nicht einzugestehen.

Seit dem Tage, da Liddemann bei ihm erschienen war, ließ ihm seine Frau keine Ruhe mehr. Konsti war schon ganz nervös geworden. Eine stete Unruhe quälte ihn.

Ob er mit Griesinger & Co. in Verbindung treten sollte? Die Leute schienen gut zu zahlen. Er konnte von dem Honorar den Wechsel einlösen, und es blieb dann noch immer genug übrig, um bis zum neuen Jahre auszukommen. Bis dahin aber war eine neue Arbeit fertig, die Saladin dann . . .

Doch was für eine Idee! Das war ja Contractbruch, mehr als das, das war — Pfui! Konsti schüttelte den Gedanken von sich ab und verbot seiner Frau darüber zu reden.

Aber bald beschäftigte ihn der Plan wieder. Verdiente Saladin denn wirklich, daß man ehrlich an ihm handelte? War der Bilderhändler denn nicht ein Vampyr, ein Beutelschneider, der sich die Noth eines Künstlers in der frivolisten Weise zu Nutz machte? Ah pah, — einen Kerl wie Saladin über's Ohr zu hauen, das war sogar ein gutes Werk. Man mußte ein bißchen Vorziehung spielen — die abscheuliche, sündhafte Geldgier, den schmähligen Eigennuß bestrafen!

Die einzige Gefahr war die, daß der . . . hm, Florian mochte es nicht aussprechen, . . . na, der — . . . Schwindel entdeckt würde. Denn er mußte doch die Strand-Szene für ein früheres Opus ausgeben.

Und was bekam Saladin statt dessen? Konsti ließ seine Blide durch's Atelier schweifen. Eine Unmenge Skizzen bedeckte die Wände. Einzelne Entwürfe waren schon weiter ausgeführt. Da, der Studienkopf z. B. Aber nein, das genügte nicht. Saladin erwartete mehr. So'n Ignorant. Als ob's auf die Größe ankäme. Aber ein Bilderhändler zahlt ja nach dem Quadrat. Zum Kukuk, man ist doch kein Anstreicher! — Und wenn ihm der Studienkopf nicht paßt, dann soll sich der Herr Saladin zum Teufel scheeren — mitsammt seinem famosen Contract!

Florian Konsti nahm sein Spazierstöckchen, setzte seinen Calabreser auf und ging über die Straße nach dem Droschken-Halteplatz.

Bald darauf fuhr er bei Griesinger & Co. vor. Herr Griesinger war nicht zu Hause. Aber der Herr Co. Es war ein kleines Männchen mit gelblicher Gesichtsfarbe und wasserblauen Augen. Er trug einen Maler-Schlips.

„Wenn Sie das Ding haben wollen — dann hüpfen Sie 'mal bei mir mit 'ran!“ sagte Konsti recht jovial. „'s ist zwar 'ne ältere Arbeit, aber nicht ohne. Na, Sie werden's ja selbst beaugenscheinigen.“

Konsti behandelte den Co. wie einen guten alten Kneipgenossen, mit dem man nicht viel Umstände macht. Dem Co. behagte das.

Die Männer schüttelten einander zum Abschied die Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Den treuen Wirth vom Sand.
Dann soll d's Spiel a Reispösel geb'n,
Wenn's wieder a mol sollt' sein,
Dah' d' Jungen grad so festsess'n,
Wie d' Alten Anno neun!
Und esbli: daß durch Berg und Thal
Von Meran auß schallen soll:
Für Gott, für unser Kaiserhaus
Und für das Land Tirol!
Jaht wist's es! Thias es freundli nehman
Und, wenn's Ent g'fallt, sein wiederleman.
B'hät Gott!

Ein „lebfrisches Diend!“ ist es, das bei Beginn jeder Vorstellung diesen kleinen Prolog spricht. Und der Wunsch, der in demselben enthalten ist, er hat sich erfüllt. Meran ist durch die Volkschauspiele ein Wallfahrtsort geworden. Aus dem ganzen Lande, aus allen Städten, Flecken und Dörfern kommen die Leute, um die Bilder zu schauen aus den ruhreichen Tagen von 1809. Selbst den Bergbauern, den Einböckler, welcher im Winter eingesperrt, oft viele Wochen in jedem Werke abgeschnitten leben muß, locken die Hoferspiele nach Meran, und da sitzen dann die Knechte und Mägde auf dem großen Herd in der Küche, um das prasselnde Feuer, und der Bauer bemüht sich, seinen Leuten aus dem Textbuche die schönsten Stellen vorzulesen. „Gweint hab i,“ so sagt er, „gweint hab i; aber gleich ist mir's gweint und nit gschant hab i mi, schon gar nit!“ Wenn Hofer und seine Thaten vergessen würden im Lande, durch die Volkschauspiele würde die Erinnerung neu aufgefrischt, und: „Mit Gott, für unser Kaiserhaus und für das Land Tirol!“ so hallt es in allen Herzen wieder.

Da und dort hört man wohl: Es mag keine leichte Aufgabe gewesen sein, eine solche Masse von bühnenunkundigen Leuten zu einer so gerundeten Vorstellung abzurichten. Das ist ein Geheimniß, welches ich gerne verrathen will. Die dreihundert und mehr Personen, die in der Vorstellung auftreten, haben, bis auf die Hauptdarsteller, kaum das Bewußtsein, daß sie Komödie spielen. Sie leben sich in die Handlung hinein, sie gerathen in einen Feuerreifer, daß es der festen Hand des Inspectanten bedarf, um die Leitung der Massen nicht zu verlieren. Man hat Oberammergau mit Meran verglichen. Das war ungerichtet nach beiden Seiten hin. In Oberammergau ist jedes Bild, jede Massenscene aus künstlerischem Studium hervorgegangen, während in den Meraner Volkschauspielen der Bauer einen Bauern darstellt, jedes Bild, jede Massenscene nur ein jeder Wurf augenblicklicher Eingebung ist. Die Darsteller treten nicht in ungewohnter Gewandung auf, denn die schöne Nationaltracht hat sich in Meran, Gott sei Dank, noch erhalten. Die Bühne ist ein Dorfplatz, und Dorfassen, ausgehattet mit allen Kleinigkeiten, Nichts ist vergessen. Ringsum schaut man die herrliche Umgebung Merans. In der Ebene die Obstanger, die Gelände des Kuchelberges mit den Weinplantagen; der Winkel, in dem das Dörfchen Gratsch liegt, wo im Februar schon der Mandel- und Pflirschbaum blüht. Dann das stattliche Kirchdorf Agund, darüber die Toll mit der Römerbrücke, wo sich die Eisch über gewaltige Felsenmassen in die Ebene des Burggrafen-Amtes stürzt. Auf allen Höhen ephraumspannende Burgen und mitten unter ihnen das alte Stammeschloß von Tirol. Die Kastanienwäldungen verlaufen sich in Nadelholz, auf den abschüssigen Wiesen Neben die Hütten der Bergbauern wie die Schwalbennester, darüberhin grüne Alpenmatten und endlich, hoch gen Himmel ragend, die richtigen Repräsentanten des Hochgebirges, die Ziehlpe, die Köthel, die hohe Wild, die Wuth u. s. w. Das ist der Schauplatz der Meraner Volksbühne, über welchen das Auge des Beschauers ungehindert schweifen kann, und wo sich der Darsteller heimlich fühlt.

Die Menschenmassen, die sich hier auf der Bühne bewegen, treten aus wirklichen Häusern auf. Hinter der Bühne ist ein großer, weiter Platz, wo sich die Darsteller während der Pausen aufhalten. In der Bewegung der Gruppen hinter der Bühne findet man kaum einen Unterschied von der Darstellung auf der Bühne. Die Leute gehen durch einander und sprechen ungezwungen, und wenn das erste Bild, ein Jahrmarkt auf einem Dorfe, beginnt, schieben sich diese Gruppen in ihrer Natürlichkeit hinein auf die Bühne. Die Leute scheinen es oft gar nicht zu bemerken. Sie feilschen und handeln bei den Ständen, sie besichtigen und schäßen das aufgestellte Marktvieh, sie verladen Wein, begrüßen Bekannte und Freunde, trinken beim Wirth ihren Krug Wein, als wären sie thatsächlich auf einem Markt. Und wenn dann die Reibungen zwischen den sich herumtreibenden, feindlichen Soldaten beginnen, wie regen Anteil nehmen Alle an der Handlung, wie freuen sie sich, daß die angesehenen Grozbauern erzählen, Hofer sei in Wien beim Kaiser, und bald werde man losgeschlagen. Zum Schluß dieser Scene klingt die Ave-Maria-Glocke vom Thurme, Alles sinkt in die Knie, und ich bin fest überzeugt, gar mancher Darsteller betet ernstlich aus tiefstem Herzen. Die Mitte der Bühne bildet ein großes Bauernhaus, dessen vordere Wände verschoben werden können, so daß sich ein Bühnenraum wie bei gewöhnlichen Theatern bildet. Da zeigt sich das zweite Bild, die Berathung beim Sandwirth in Lasseier. Hofers Stube ist genau nachgebildet, und die angesehensten Männer Südtirols, welche das allgemeine Vertrauen zu Anführer bestimmt hat, sind mit Andreas Hofer zur Berathung zusammengetreten. Hofer entfaltet die alte Spingesserfahne, durch welche die Kugeln von 1791 gepuffen, und ruft: „Auf denn, Wader, mit Gott, für Kaiser und Vaterland!“ Die Bühne schlief, sich und nun kommt der Auszug der Landstürmer. Das ist ein Jubel, der da losbricht, unbeschreiblich. Das Publicum möchte mitjauchzen, wie es die kampfeslustigen Männer zu Hunderten vorüberziehen sieht, Schwegler und Trommler und den Fahnen-schwinger an der Spitze.

Das dritte Bild zeigt Andreas Hofer in seiner Glanzperiode. Er ist Landes-Obercommandant von Tirol, und sein Kaiser ehrt ihn durch Uebersendung einer Gnadenkette. Wir sehen den schlichten Hofer, umgeben von seinem häuerlichen Stabe, in den glänzenden Räumen der Junsbrüder



Rachdruck verboten.

Die Volkschauspiele in Meran.

Von Carl Wolf.

Grüß Gott!
D'ss ist da Gruaß im Land Tirol!

Er ist so freundli', klingt so wol,
Und wo du geahst, hörst allebot:
Grüß Gott!
D'rum hob'n a b'Vent', die unser G'piel
Da drinnen vorstell'n m'lass'n,
Mi berg'schick, nach Tirolerbrant
Ent, liabe G'iß', zu grüß'n!
Und Roidete, hob'n's g'fogt, daß au,
D'ss mußt d' in Voraus seg'n:
Nach groaßer Kunst und Moasterchaft,
Da sollten s' nit viel frog'n.
Wos dadran fahlt, fogt, bringt die Lieb
Und unser guter Will'n:
Den Zweck, den mir uns vorg'setzt hob'n,
Nach Kräften zu erfüll'n.
Für's Erst': Um un're Vorfahr'n Ruhm
Zu ehr'n für's ganze Land;
Zu preisen a mit Wort und Bild



Der Beginn des Volksaufstandes.



Die Gefangennahme des Andreas Hofer.

Die Volksschauspiele in Meran.

Nach Photographien des Hof-Photographen Bernhard Johannes in Meran.

Hofburg. Seine Freunde, der Major Sieberer und Eisensteden, überbringen ihm das kaiserliche Ehrengeld, Hofer aber will erst die kirchliche Weihe für dasselbe erlangen. Die nun folgende Kirchenfeier ist von großer Wirkung und findet darin einen wirksamen Abschluß, daß ein alter Landfürmer ein österreichisches Wappenschild aufgefunden hat, dem man mit hell ausbrechendem Jubel huldigt.

Aufregend ist das nun folgende Bild, denn es spielt auf historischem Boden: „Während der Schlacht auf dem Kuchelberg.“ Die wehrhaften Männer sind fortgezogen, dem Feinde entgegen. Nur Greise, Weiber und Kinder sind zurückgeblieben. Französische und bayerische Truppen ziehen auf, in den Gehängen des Kuchelberges beginnt die Schlacht. Kleingewehrfeuer und Kanonen auf den Höhen ringsum, Landsturm-Gruppen stürzen über die Bühne, die Weiber laben ihre Landsleute, Verbundete werden gebracht, der Darsteller ist begeistert, das Publicum vermeint einen wirklichen Kampf zu schauen, denn die Darstellung hat sich über die ganze Umgebung ausgebreitet. Und nun zum ersten Schluß. Leise, wie aus weiter Ferne hört man die Melodie: „Mein Land Tirol!“ die Mittelbühne öffnet sich, und man sieht das ergreifende Bild: Hofers Gefangenahme bei der Pfandlerhütte.

Nur eine kurze Strecke braucht der Zuschauer hinaufzu steigen über den Kuchelberg, und da schaut er drinnen im Passiertal die Pfandler Alpe.

Kaum hat sich die Mittelbühne geschlossen, füllen sich die Dorfassen mit jammernden Leuten. Hofer wird durchgeführt, als Gefangener auf seinem Transport nach Meran. Geiseltens Hauptes geht er mitten in der starken Bedeckungs-Mannschaft. Sein Weib und der älteste Sohn, sowie Schwet, sein Schreiber, werden nachgebracht. Tiefe, ernste Stille auf der Bühne und im Zuschauerraum.

Nun öffnet sich wieder die Mittelbühne und man schaut die Schöngewirtsstube von Meran (heute Graf Meran). Hofer steht vor General Guard, aber nicht der gedrückte Gefangene, sondern der Held. Liebevoll hebt er sein Weib auf, welches vor dem General in die Knie gesunken ist, um das Leben ihres Mannes zu erbitten.

„Da ist nit die Zeit und der Ort zum Betteln und Bitten. Finster ist's geworden über unsre Berg. Die Zeit ist aber nimmer fern, da zieht der Doppeladler über das Land, und wir kehren wieder zurück zu Kaiser und Oesterreich.“

„Zu Mantua in Banden“ — tönt nun die Musik, und wir schauen Hofers letzten Gang in Mantua, die ergreifende Scene, wie der Held von Tirol Abschied nimmt von seinen Mitgefangenen.

Mit einer Apotheose des tirolischen Nationalhelden und den Klängen des Liedes: „Das ist mein Oesterreich!“ enden die Vorstellungen. Und wenn die Besucher wieder hineinwandern zur alten Landes-Hauptstadt Meran, dann zeigen die Einheimischen die Stellen, wo der Kampf am Kuchelberg am heftigsten gewüthet, die mit weißen Scheiben auf den Felsen markirten Stellen, wo der Sittnerbauer mit seinem Knecht unter den feindlichen Kugeln gefallen, die Augespuren am Spagenthurm, das Kanacher Haus, wo Hofer gefangen sah vor seiner Abführung nach Mantua u. s. w. Ich glaube, die Schlußworte des Prologs:

„Japt wiß's es! Thats es freundi nehman,
Und wenn's Ent g'fallt, sein wiederkemman“ —
sind nicht umsonst gesprochen.

Im März, wenn die Meraner Sonne den Frühling schon allenthalben geweckt, werden die Vorstellungen wieder aufgenommen, da werden nebst den neuen wohl auch viele alte Besucher der Meraner Volks-Schauspiele wiederkommen.

Abdruck verboten.

Neujahrs-Phantasie.

Gedicht von Frida Schanz.

Glockensimmen dröhnen durch die Lände —
Bleiche Blumen im ergrauten Haar,
Wandermüd, im flatternden Gewande,
Steht am Strom der Zeit das alte Jahr.

„Hol mich über, fährmann! Hol mich über!
Heim in's Dunkel ruft mich mein Geschick!“ —
Welche fahrt zum fernen Strand hinüber,
Welch ein schwerer Abschieds-Augenblick!

Klagen tönen, heiße Thränen fließen:
„Hoffnungs-Träume hab' ich angefaßt,
Die der Welt beglückend Heil verhießen:
Wenig, wenig hab ich nur gebracht.“

Was ich heilen wollte, schmerzt noch heute,
Heut noch waltet Sorge, Noth und Leid,
Und das Glück, das ich so selig freute,
Trägt den Dufthauch der Vergänglichkeit.

Die Erinnerung tausend stiller Schmerzen
Nehm' ich in die Ewigkeit zurück,
Noch dieselbe Sehnsucht quält die Herzen,
Nirgends leuchtet ein vollkommenes Glück!“ —

Da, — ein Rauschen, wie von Ruderschlägen:
Lange Wimpel flattern rosenroth,
Und dem dunklen Trauerboot entgegen
fliegt ein buntbekränktes Freudenboot.

Hell sein Vord von goldnem Zauberlichte,
Und am Steuer lehnd, dufstumwollt,
Ungehduld im strahlenden Gesichte,
Eine süße, selige Gestalt.

„Lang genug hat nun der Gram gedauert,
Singt und jauchzt sie, hell und frühlingklar.
„Freut euch, freut euch, die ihr jagt und trauert.
Ich bin da, das frohe junge Jahr!“

Seid gegrüßt im neuen Morgenrothe!
Seht, von Gaben ist mein Schifflein schwer — — —
Da begegnen sich die beiden Boote,
Und es fliegen Grüße hin und her.

Ruhepunkt der Zeiten, Jahreswende!
Aug in Auge blicken sich die Zwei.
Traurig hebt das alte Jahr die Hände,
Selig fliegt das werdende vorbei!

Landend streut es seinen Hoffnungssegen
Rosenduftend in die müde Welt.
Alle Herzen fliegen ihm entgegen,
Alle Seelenfenster sind erhellet.

Neue Träume, neue Seligkeiten,
Tauschen auf und locken wunderbar. —
Drüben, über'm dunkeln Strom der Zeiten,
Landet still das müde, alte Jahr.

Abdruck verboten.

Herrn Petermanns Sylvester.

Novellette von Manuel Schnitzer.

Herrn L. G. Petermann — er heißt, wie er jedesmal mit wehmüthigem Lächeln sagt, noch immer Ludwig Gottbold, wiewohl er sich seit dem Tode seines Weibes mit seinen Taufnamen nicht hat anrufen hören, es sei denn im Traume — Herrn L. G. Petermann hätte um diese Zeit und an diesem Tage Niemand in seiner Wohnung oben vermuthet, noch gesucht. Wer nur einigermassen mit den Gepflogenheiten des kleinen, grauhaarigen Antiquars vertraut war, der mußte wissen, daß derselbe alljährlich, am Nachmittage des Sylvesters, in seinem engen, mit Büchern vollgestopften Laden sich aufhielt und, eifrig rechnend, über „Soll“ und „Haben“ zu Gerichte sah.

Dies that er auch heute und gewissenhaft wie stets. Es war kein Grund vorhanden, anders zu handeln.

In dem Raume roch es nach Staub und altem Papier, dazu viel lieblicher nach gebrottenem Nepseln, deren einer auf dem eisernen Tleseln im Winkel eben zu singen anhub.

Von der etwas abseits gelegenen Straße kam das Geräusch vorüberrollender Wagen, aber dies störte Herrn Petermann nicht in der Arbeit, in welche er sich vertieft hatte.

Als er aufschah und den träumerischen Blick über die oberste Reihe des Büchergestells gleiten ließ, wo eine Anzahl mächtiger Pergament-Bände stand, hätte man wahrnehmen können, daß ein herzliches Ergötzen ihn erfüllte. Wenn heute noch Jemand eingetreten wäre, um eines dieser seltenen Bücher zu erhandeln, der Antiquar würde sicherlich unwirsch geworden sein; denn er hatte sie vergnügten Sinnes bereits unter die Bestände für das kommende Jahr aufgenommen und ihren hohen Werth in's „Haben“ gezeichnet, ganz genau so, wie er's eben seit länger als dreißig Jahreswenden gewohnt war.

Bis auf ein einziges Mal... das war vor 19 Jahren gewesen, um dieselbe Stunde, drei Uhr Nachmittags. Da war seine Magd schredensbleich in den Laden gestürzt und hatte ihm das Rechnen und Zählen verleidet. Und einige Minuten später stand er vor einem Bette, worin Eine zu leben aufhörte und Eine zu leben anfang: Marie Louise, seine Tochter. Die Andere war sein Weib.

„So still ist sie gewesen,“ pflegte er dann zu sagen, „daß sie mich durch die acht Jahre unserer Ehe nur einmal in meiner Arbeit störte, als sie starb.“

Jedesmal, wenn er den Jahresabschluß zusammenstellte, mußte er jenes Sylvesters gedenken; aber trotz des Senkners, der sich dabei über seine Lippen stahl, kam ein leiser Schall über ihn, und immer wandelte ihn die Lust an, mitten unter seine kostbaren Bestände für das kommende Jahr unter das „Haben“ einzuzichnen: „Marie Louise.“

Freilich, so wie seine Frau gewesen, so war die nicht: still nämlich und gar so sinnig. Aber das Laden war mit ihr in's Haus gekommen, in die drei Stuben des Herrn Petermann, der als Vierziger erst zum Vater geworden — und dann später ein frisches, resolutes, jugendliches Regiment, gegen das der Alte nur mit heimlichem Schmurnzeln sich aufzuhaken wagte.

Neben „Marie Louise“ hätte er gern noch einen Namen setzen mögen unter das Verzeichniß derer, die er liebte und behalten wollte, den Namen „Doctor Fritz Weinhold.“

Als dieser Gedanke ihm kam, lehnte er sich in seinen Sessel zurück und sann vor sich hin.

„hm,“ murmelte er, „schade... Ich hab's immer gedacht. Es schien mir, als ob sie sich mehr als gut wären... Marie und er... Wenn wir so hätten zusammenbleiben können, bis... Nun, nun,“ unterbrach er sich, „es ist Nichts... hätten freilich noch warten müssen, ohnedies... Hülflehrer am Gymnasium ist er... sein Gehalt kein... sonst ein lieber, braver Junge... hm, schade...“

Einem Anderen als seinem Hausgenossen Doctor Fritz Weinhold, der sich vor zehn Jahren, als blutjunger Student, bei Petermanns eingemietet hatte, würde er seine Tochter nicht geönt haben.

„Wirklich schade,“ dachte er, „daß die Beiden sich jezt nicht mehr so vertraut wie früher... solche zwei Menschen...“

Stodwerke desselben Hauses, in der guten Stube der Petermann'schen Wohnung, und es hatte in der That den Anschein, als verträgen sie sich nicht sonderlich mit einander.

Marie Louise sah am Tische und arbeitete, ohne den eifrig auf sie einsprechenden Hülflehrer anzublicken, krampfhaft an einer endlosen Häfelerei.

„Wie leid es mir thut, heute weggeben zu müssen, Fräulein Marie,“ sagte Weinhold mit seiner schönen Bariton-Stimme, „an Ihrem Geburtstage... Ich habe mir diesen Abend so schön gedacht, Fräulein Marie...“ fuhr er innig fort, „aber heute, gerade heute, konnte ich meinen Kollegen nicht absagen. Sie wissen es ja, daß ich das immer gethan habe, seit einem Vierteljahr jeden Sonnabend, Fräulein Marie... Es ist ja so viel gemüthlicher hier, bei Ihnen... und wie gern bin ich zu Hause... Sie müssen mir glauben...“

Das hübsche, blonde Mädchen hob den Kopf und sah dem erregten jungen Manne, der unter ihrem Blide erröthete, ein wenig boshaft in's Gesicht. Dann zuckte sie die Achseln und vertiefte sich wiederum in ihre Arbeit.

„So sind Sie nun,“ sagte er; „anstatt mich zu bedauern, lachen Sie mich aus...“

Sie sah gar nicht darnach aus, als ob sie lachen wollte, im Gegentheil, sie kämpfte mit den Thränen.

„Gehen Sie doch,“ meinte sie scharf, „zu Ihren Kollegen... in's Bierhaus... und... weil Sie es so wünschen, ich bedauere Sie, herzlich bedauere ich Sie...“

Sie stieß diese Worte hervor. Dabei überzog eine feine Röthe ihr Gesicht, und ihre tiefen, blauen Augen begannen zornig zu glimmen.

„Wenn ich nur wüßte,“ wandte er schlüchtern ein, „wie ich Sie von der Nothwendigkeit überzeugen könnte, daß ich heute am Sylvester dieser Einladung folgen muß... Meine alten Freunde sind es, meine besten Freunde, und ich darf mich ihnen nicht entziehen... Sie machen ja schon Witze über mich und meine räthselhafte Zurückgezogenheit, nennen mich einen Streber, einen Duckmäuser... mich... ach, Fräulein Marie, die wissen doch nicht...“

Das Mädchen fiel ihm heftig in's Wort.

„So gehen Sie doch, Herr Doctor! Ich halte Sie nicht und will auch Ihren Kollegen das Vergnügen nicht entziehen. Es thut mir überhaupt leid, daß ich Sie so oft zurückgehalten habe, diesen Einladungen zu folgen.“

Sie schien nach solchen Worten ihre ganze Aufmerksamkeit wiederum der Häfelarbeit zugewendet zu haben. Mit einer gewissen Leidenschaft zählte sie die Picots, die feinen Maschen und die Luftmaschen.

„Ich weiß ja,“ sagte er herzlich, „daß es stets zu meinem Besten war, Fräulein Marie... Nur zu gut kenne ich meinen Fehler, der Sie so bekümmert! Es ist wahr, wenn ich im Kreise meiner Kollegen zwei, drei Glas Bier getrunken habe — es ist ja nicht viel, wahrhaftig nicht — dann erwacht in mir die häßliche Leidenschaft, allerlei Thörichtes und närrisches Zeug durch einander zu schwäzen...“

„Zu lügen,“ fiel sie ein.

„Ja, ich will's nicht beschönigen... entseßlich zu lügen,“ gab er kleinlaut zu; „ich kann mich dann dessen nicht erwehren, Fräulein Marie... Es packt mich förmlich an...“

„Und das macht eben Ihren Kollegen so unsäglichen Vergnügen,“ sagte Marie herb. „Und ich... ich soll den ganzen Abend hier sitzen mit dem qualenden Bewußtsein, daß man sich dort über Sie lustig macht, über Sie... gehen Sie doch, Herr Doctor...“

Er rührte sich nicht von der Stelle, sondern sah das erregte Mädchen bittend an.

„Aber, Fräulein Marie...“

„Und dann, wenn Sie nach Hause kommen, hierher, dann lügen und schwäzen Sie auch mir Etwas vor... machen sich auch vor mir lächerlich...“

„Ich weiß ja dies Alles,“ meinte er traurig. „Ich vertrage aber nicht viel. Anderen thun zwei Glas Bier Nichts zu Leide, während sie mich zwingen, eine komische Rolle zu spielen...“

„Die zum Weinen ist...“

„... Ein Lügner zu sein, ich, der ich selbst Nichts so tief haße wie die Lüge! Aber ich kann, ich darf heute nicht ausbleiben. Ich habe keine, nicht die geringste Entschuldigung. Wenn ich sagen wollte, daß ich arbeite, sie würden mir in's Gesicht lachen. Heute, am Sylvester, in den Ferien... Wenn ich,“ hier wurde sowohl Doctor Weinhold als auch Marie Louise jählings purpurn, „wenn ich, ja... verheirathet wäre...“

Die junge Dame schien diese Anspielung nicht zu verstehen. „Was Sie uns das letzte Mal in Ihrem schredlichen Zustande vorgezwängt haben,“ sagte sie.

„Vor drei Monaten...“

„Ich schäme mich heute noch, wenn ich daran denke,“ fuhr sie heftig fort. „Als mein guter armer Vater mich damals fragte, was das dumme Zeug bedeute, das Sie erzählt hatten... davon, daß Sie von einem Schornsteinfeger das Kammblasen lernen wollten, um Ihr Lehrer Examen bestehen zu können... und anderen solchen Unsinn... dachte ich, daß ich es nicht überleben werde...“

„Ach, Fräulein Marie, ich weiß ja... Es hat mich so sehr geschmerzt, daß ich eben deshalb die Gesellschaft meiner Freunde nicht mehr aufsuchte... aber gerade heute...“

„Gut, gut,“ unterbrach sie ihn, „gehen Sie doch! Aber ich bitte Sie nur um Eines. Wenn Sie heimkommen von Ihren Kollegen, dann versuchen Sie es nicht, mit mir zu sprechen... Ich mag Sie dann nicht sehen... Der letzte Rest von...“

Sie hielt erschreckt inne.

„Von Liebe!“ rief er freudig, „Fräulein Marie...“

„Der letzte Rest von Achtung, den ich noch für Sie hege, Herr Doctor,“ erwiderte sie kühl, „wäre dann für immer verloren. Ich will Sie nicht sprechen hören, ich will nicht!“

Damit erhob sie sich rasch und verließ, ohne sich umzusehen, das Zimmer.

Er sollte es nur wissen, daß er sie an ihrem Geburtstage gekränkt, sie, die sich so viel Mühe gegeben, ihn zu bessern, die niemals ein Hehl daraus gemacht, wie sehr sie ihm gut sei, und wie tief der einzige große Fehler, der ihm anhaftete, sie schmerzte.

Doctor Fritz Weinhold blickte dem Mädchen in ziemlich gedrückter Stimmung nach.

Er mußte sich sagen, daß Marie im Rechte sei. Er spielte immer eine unsäglich lächerliche Rolle, wenn er ein paar Glas

Während der Antiquar in seinem Laden an seinen Träumen spannt, befanden sich die beiden jungen Leute oben im dritten

Bier zu sich genommen. Es war die Wahrheit, daß er dann sog, als wenn er dafür bezahlt würde. Er haßte sich selbst darum und am meisten, weil er wußte, daß das Weien, welches er liebte, darunter litt, daß er auch in ihren Augen an Ansehen verloren.

Aber er konnte heute unmöglich ausbleiben. Seine Kollegen, die ihn wegen seiner Tüchtigkeit, wegen seines gebieneren Charakters hochschätzten, hatten schon gar zu spöttische Bemerkungen gemacht über den „Pfeifer“, „Stubenhocker“, „Streber“ und „Dudmäuser“.

Wie gern wäre er dabeiin geblieben, wie gern hätte er den Abend hier in der traulichen Stube zugebracht in Gesellschaft des alten Petermann und seiner Tochter!

Mit einem Seufzer entfernte er sich.

„Ein verlorener Abend“, murmelte er und nahm sich fest vor, von nun an seinen Kollegen gegenüber stark zu sein. Mariens Liebe galt ihm denn doch höher.

Bedor er sich auf den Weg machte — er wollte, ehe er das Bierhaus aufsuchte, einen Spaziergang unternehmen, um sich zu beruhigen. — begab er sich in den Laden des Herrn Petermann.

„Na, Doctorchen“, fragte der Alte, Weinhold die Hand schüttelnd, „habe mich eigentlich gefreut, daß wir zusammen- bleiben heute Abend... hm, weh! Gott... Aber vor Mitternacht kommen Sie? Was? Ein Stündchen bleiben wir dann doch beisammen.“

Weinhold antwortete zerstreut, er werde sehen, es möglich zu machen.

„Thun Sie das, Doctorchen“, schmunzelte Petermann, „thun Sie das... freuen Sie Ihren Herren Kollegen aus... Wird mich freuen, mit Ihnen auf's neue Jahr anzustoßen, Doctorchen... und Marie wohl auch...“

Während dieser Worte entzündete er die Gaslampe und blickte darauf dem jungen Manne gespannt in's Gesicht, als wollte er darin Etwas lesen.

Doctor Weinhold antwortete nicht; ein leiser, melancholischer Zug umspielte seine Lippen.

„Die Marie, meine ich, auch“, wiederholte Herr Petermann forschend.

„Ja glaube“, brachte der Hülflehrer mühsam hervor, „es wird besser sein, wenn...“

„Hm... hm...“ machte der Alte wehmüthig und schüttelte den grauen Kopf. „Na, Nichts für ungut, Doctorchen... war nicht böf gemeint...“

Als Doctor Weinhold den Laden verließ, blickte Herr L. G. Petermann ihm eine Weile lang nach.

„Schade“, murmelte er, „schade...“
Darauf vertiefte er sich wiederum in seine Rechnungen.

Doctor Fritz Weinhold hatte keine besondere Eile, das Restaurant, in dem die Schwester-Zusammenkunft stattfinden sollte, aufzusuchen. Es war vier Uhr Nachmittags. So beschloß er denn, vorerst seinen Spaziergang zu machen und sich ein bißchen müde zu laufen.

Ohne Ziel ging er durch die Straßen.

Es hatte zu schneien begonnen. Der Wind spielte mit den Floden und wirbelte sie durch einander, daß sie zuweilen wie ein feiner Schleier um die strahlenden, elektrischen Lampen wehten, deren Licht die Straße durchwogte; er legte sie über den Fahrdamm und über den Bürgersteig, blies sie den Leuten in's Gesicht und an die Kleider.

Langsam und nachdenklich schritt Fritz Weinhold dahin, ohne der Leute zu achten, die an ihm vorübergingen.

Unwillkürlich schlug er den Weg zu seinem Gymnasium ein, immer mit dem Gedanken an Marie. Wie hatte er solche Sehnsucht nach ihr empfunden wie eben jetzt. Wie schön sie war und wie lieb! Nein, er verdiente sie gar nicht, war ihrer Liebe nicht werth.

Er wußte, daß sie zu Hause sah und seine Wegen sich abhärmt. Daß sein Fehler sie so schmerzte, das bewies ihm, wie gut sie ihm sei, ihm, der im Grunde genommen nicht viel war. Hülflehrer... was ist denn das? Ein Mann, der nicht daran denken darf, ein eigenes Heim sich zu schaffen, am eigenen Herde zu sitzen, an der Seite seines Weibes...
Die Petermanns waren so gut gegen ihn gewesen, vom ersten Augenblick an, da er in's Haus gekommen. Wenn er's nachrechnen wollte... Eigentlich hatten sie ihn unterstützt und Alles gethan, um sein Leben beglücklich zu gestalten.

Er mußte lächeln. Er erinnerte sich, wie Marie ihm spären half dadurch, daß sie immer die gute Stube heizte, damit er dort seine Hefte corrigieren, lesen und studiren konnte und auch hie und da Stunden geben. Sein Zimmerchen war gar zu eng dazu...
Als er vor dem Gymnasium stand, kam er wieder zu sich. Er machte kehrt und schlug die Richtung nach der Promenade ein. Auf dem Rückwege — es war unterdeß fast sechs Uhr geworden — hörte er sich anrufen:

„Weinhold, alter Junge, da bist Du ja!“

Es war Doctor Bernd, ein Freund des Hülflehrers, ein Landsmann, der im Unterrichts-Ministerium arbeitete. Sie schüttelten sich die Hände.

„Vor kaum einer halben Stunde“, sagte Bernd gut gelaut, „habe ich eine Gratulations-Epistel an Dich losgelassen.“

„Ah, zum neuen Jahr. Ich danke Dir“, antwortete Weinhold ruhig.

„Das freilich auch. Aber Mensch“, unterbrach ihn Bernd überrascht, „Du scheinst ja noch keine Ahnung zu haben...“

„Ahnung? Wovon?“

Der Andere lachte.

„Da geht Einer herum, ein tüchtiger Kerl, macht ein tief-sinniges, mißvergüntes Gesicht, und unterdeß verkündet das Anschlag seinen Ruhm...“

„Das Anschlagblatt meinen...“ brachte Weinhold stotternd hervor.

„Aber, Mensch, weißt Du denn nicht, daß Du heute zum ordentlichen Gymnasial-Lehrer befördert worden bist?“

Doctor Fritz Weinhold sagte die Hände seines Freundes und fragte ganz aufgeregt:

„Ist das kein Scherz? Ist das wahr?“

„Freilich ist's wahr — he, Weinhold, Du rennst mir ja davon... Weinhold!“

Doctor Bernd sah seinem davoneilenden Freunde lachend nach.

„Ich muß“, rief er zurück, „rasch — meinem Vater — telegraphiren.“

Und fort war er.

Diesmal achtete er sehr wohl des Weges, den er einschlug. Jedenfalls war es der allerlärmteste, aber er führte nicht zum Telegraphen-Amte, sondern schnurstracks zu — Fräulein Marie Louise Petermann.

„Sie, sie muß die Erste sein“, jubelte es in ihm, während er mit großen Schritten durch das Schneegestöber vorwärts stürmte, „muß die Erste sein, die davon erfährt. Herr Gott!“ und im Uebermaß seiner Freude preschte er die Hand an's Herz, „wird Die Augen machen...“

Darin hatte nun Doctor Fritz Weinhold entschieden Recht; Marie Louise Petermann machte in der That Augen, als er so unerwartet und athemlos vom Laufen in's Zimmer trat und erst jetzt den Schnee von seinen Kleidern schüttelte, ganz merkwürdig Augen.

Sie hatte am Flügel geessen und gespielt. Jetzt sprang sie auf und blickte erschrocken und ein wenig zitternd auf den Eindringling.

Das stark geröthete Gesicht, die verworrenen Haare, der sonderbare Glanz in seinen Augen... kein Zweifel er kam aus dem Restaurant, hatte seine zwei Glas Bier bereits getrunken und suchte nun sie auf, um ihr die kindischen Narrenspesen vorzuschwätzen, um zu lügen und zu prahlen...
Ein Entschluß reifte in ihr. Sie raffte alle ihre Energie zusammen.

Nein, sie konnte, sie durfte nicht dulden, daß dieser Mann, den sie liebte, sich in solcher Weise vor ihr bloßstellte, daß er ihr Grund gab, sich ihrer Liebe zu schämen. Er durfte jetzt nicht reden, nicht schwätzen, nicht lügen, sie hätte es nicht ertragen. Sie mußte das verhindern, und umsomehr, als sie fühlte, daß Weinhold unglücklich sein würde, wenn sie sich von ihm abwandte, ihm ihre herzlichste Neigung entzog. Bis auf diese eine Schwäche war er ja doch ein prächtiger Mensch.

Ihr hübsches Gesicht nahm eine strenge Miene an, als sie ihm rasch entgegentrat.

Unterdeß war Doctor Weinhold zu Athem gekommen. „Ach, Fräulein Marie“, rief er.

Sie zuckte zusammen. „Herr Doctor“, sagte sie herb, „ich wünsche durchaus nicht, mich mit Ihnen zu unterhalten — vor morgen früh wenigstens.“

Der Mann sah das Mädchen betroffen an. Er verstand nicht, was sie meinen konnte. Aber jetzt sollte sie anders mit ihm sprechen, ihn anders ansehen.

„Fräulein Marie“, begann er von Neuem, „Fräulein Marie — ich — ich bin befördert — worden —“

Die Wuth schoß Marie Louise in's Gesicht. Da hatte er also schon begonnen mit seinen Lügen, seinen Prahlereien... Sie durfte ihn nicht weiter anhören. Jetzt kam ihr ein rettender Gedanke.

„Herr Doctor“, meinte sie gelassen, „ich denke, daß Sie wenigstens so viel Achtung vor mir empfinden —“

„Achtung?“ unterbrach er sie feurig... „Sprechen Sie nicht so mit mir, Fräulein Marie... Achtung... ich, der ich Sie ganz grenzenlos liebe. Sie blicken mich erstaunt und verwirrt an... ja, Fräulein Marie, um Ihnen dies zu sagen, bin ich...“

Sie ließ ihn nicht weiter reden. Während ihr Thränen in's Auge traten, sagte sie:

„Ich will davon Nichts hören. Sie beleidigen mich, Herr Doctor. Wenn Sie mich achten, dann dürfen Sie jetzt nicht weiter davon sprechen, gar nicht... kein einziges Wort...“

Weinhold sah die Dame, die vor ihm stand, jeder Foss Strenge, verdüst an.

„Aber“, wollte er erwidern.

„Kein Wort“, fuhr Marie jetzt energischer fort, „Sie werden Platz nehmen... hier auf diesem Seffel... und ruhig sitzen, ohne sich zu rühren... so... sich zurücklehnen...“

„Ah... ah...“ machte Weinhold immer verblüffter. „Was hat sie nur?“ dachte er, im höchsten Grade verwundert, indem er ihren Anordnungen Folge leistete.

„Ich verstehe nicht, Fräulein Marie“, stotterte er kleinlaut... „ich wollte Ihnen mittheilen...“

„Ah, kein Wort, Herr Doctor... kein einziges... Sie dürfen jetzt nicht sprechen. Ich dulde es nicht,“ schloß sie mit blinkenden Augen.

Er rührte sich nicht.

„Und jetzt werde ich Ihnen...“

Das Weitere konnte er nicht verstehen. Er sah da und schaute starr vor sich hin. Was Marie nur haben mochte. Nach einer Minute kehrte sie aus der Küche zurück und legte ihm ein eiskaltes Handtuch auf die Stirn.

Er schreckt schauerte der ordentliche Gymnasial-Lehrer zusammen.

„Aber Fräulein Ma...“

„Ruhig“, rief sie ihm etwas heftig zu. „Kein Wort jetzt... kein Wort... bis Ihre Kopfschmerzen vorüber sind... bis Ihre heitere Stimmung versiegen...“

„Ach so“, lachte Weinhold. Es war ihm ein großes Licht aufgegangen. „Ich habe ja gar nicht — bin durchaus —“

„Still... nicht sprechen, bitte...“ sagte Marie etwas sanfter... „So, jetzt schlafen Sie ein bißchen... bis es gut ist...“

Jetzt begann Mariens Jrrthum Weinhold zu amüsiren. Es war doch zu droßlig. Ganz Feuer und Flamme war er mit seiner Keuigkeit in's Zimmer gestürzt... und man hielt seine Erregung für... für einen kleinen Rausch und infolge dessen Alles, was er jagen, erzählen und mit tausend Eiden bekräftigen mochte, für eine Lüge... Man glaubte ihm nicht, ihm... das war seine Strafe dafür, daß er so wenig vertragen konnte. Was blieb ihm jetzt also übrig, als zu gehorchen, bis er wieder Redefreiheit erlangte und seine Mittheilung Glaubwürdigkeit. Bis dahin ließ man ihn nicht einmal zu Worte kommen.

Und warum sollte er sich die Behandlung, durch die Marie ihn nüchtern machen wollte, nicht gefallen lassen. Sie war nicht nur belustigend, sondern auch amuthig. Im Zimmer war's so behaglich, so voller Ruhe... Er hörte, wie er so mit geschlossenen Augen dasah, die Lampe knistern und die Uhr ticken. Er fühlte Mariens Athem, die vor ihm stand und die Compressen wechselte... Jetzt schob sie ihm auch vorsichtig das kleine Sopha-Rissen unter den Kopf...
Für Augenblicke glaubte er wirklich zu träumen. Es war so wohlthig, so behaglich hier, und der eiskalte Umschlag war ihm nicht einmal unangenehm.

Er gerieth thatsächlich in jene wohlthige Stimmung, die dem Einschlafen vorherzugehen pflegt. Er lächelte.

Blötzlich glaubte er zu fühlen, deutlich... jezt, da sie den Umschlag wechselte... einen leisen Kuß auf die Stirn... Er öffnete die Augen.

„Marie“, flüsterte er innig... „Liebste...“
Das Mädchen schrak zusammen. Etwas Hülfselehendes kam in ihren Blick.

„Oh“, hauchte sie verschüchtert, „bitte... schlafen... ist...“
Und während das Lächeln in seinem schönen, männlichen Gesichte immer herzlicher wurde, that er so, als schlief er. Ruhe und Glück war über ihn gekommen. An nichts Anderes dachte er mehr als an das...
Minuten vergingen so.

Als Herr L. G. Petermann in's Zimmer trat, fuhr er ein wenig zurück.

„Na, Doctorchen“, jagte er erstaunt, „da sind Sie ja... Was haben Sie denn?“

„Kopfschmerzen“, meinte Marie verlegen.

„Was?“ rief der Alte, „Kopfschmerzen? hat ihn denn die Nachricht krank gemacht?“

„Welche Nachricht?“ fragte Marie zitternd.

„Na, kein College Karl war eben bei mir unten und hat mir's erzählt, und ich kam, um Dir's zu sagen, Marie... unser Doctor ist befördert zum ordentlichen Gymnasial-Lehrer...“

Jetzt sprang Doctor Fritz Weinhold jubelnd in die Höhe und fiel Herrn Petermann in die Arme.

„Es ist wahr“, rief er lachend, „und Fräulein Marie hätte es schon von mir erfahren, wenn sie mir nur geglaubt hätte, aber sie meinte, ich...“

„Herr Doctor“, rief Marie bittend.

„Nein, ich habe einen Rausch, einen wirklichen Rausch“, fuhr er lebhaft fort... „Aber jetzt schwätze und lüge ich nicht: Marie, grenzenlos liebe ich Sie...“

Es geschah Etwas, worüber Herr Petermann sich höchlich wunderte. Marie lag an Doctor Weinholds Brust und weinte zum Erbarmen.

„Hm“, meinte Herr Ludwig Gotthold, „hm... ich denke, Ihr vertragt Euch nicht... hm... die Marie hat's mir immer gesagt...“

„Hurrah“, unterbrach ihn Weinhold, „siehst Du, Schatz, Du sprichst auch nicht immer die Wahrheit... Wir sind also einander werth...“

„Na“, sagte Petermann schmunzelnd, „da feiern wir doch Schwester zu Dreien, wie sich's schickt.“
Wenn er jetzt sein Buch bei der Hand gehabt hätte, würde er sicherlich die Namen der beiden glücklichen jungen Menschen in das Verzeichniß seiner Kostbarkeiten eingeschrieben haben.

Rachdruck verboten.

Japan im Schnee.

Von Georg Malkowsky.

Siehe das Bild Seite 1.

Es giebt klimatische Verhältnisse, in die sich unsere geographisch nicht genügend geschulte Einbildungskraft schwer hineinsetzt. Japan im Schnee! Vor unseren Augen tauchen dünne, mit zierlichen Mustern besetzte Seiden-Gewänder auf, anmuthig bewegte Papierfächer und bunt bemalte Papierkörbe, die, auf ein leichtes Bambus-Gestell gespannt, gerade genügen, um den heftigsten Sonnenbrand abzuhalten. All diese bunte papierenen Pracht im Schnee — unmöglich!
Und doch, ein einziger Blick in das winzigste Geographie-Büchlein belehrt uns. Das Klima Japans darf als regelmäßig und gesund bezeichnet werden, doch ist die Temperatur der Nordwest-Küste wesentlich kälter, als die der entsprechenden Breitengrade im mittleren Europa, während die Südwest-Küste sich größerer Durchschnittswärme erfreut. Bei 32° nördlicher Breite, also etwa der Lage Gibraltar's entsprechend, kommt schon Eis vor, und der See Suwa, etwa auf der Höhe von Marseille, friert oft fest zu, so daß man ihn ohne Gefahr zu Fuße passieren kann. Auf der Insel Tsusima kommt der Reis nicht mehr fort, bei Pezzo gedeiht selbst der Weizen nur noch spärlich, und die wilden Annos im nördlichsten Theil des Landes suchen im Winter in Höhlen Zuflucht vor der Kälte. Nördliche und nordwestliche Winde wehen, durch keine schützende Gebirgskette aufgehalten, vom eisbedeckten Norden des ostindischen Festlandes her, während die Südost-Küste Nippons der Kurofino umspült, eine gewaltige Meeresströmung, die, im chinesischen Meere entspringend, die gewärmten Wasser der Tropen herbeiführt und der ganzen Pflanzenwelt ein eigenartiges, freundlich-mildes Gepräge verleiht. Schon während der Monate Februar, März und April bedecken die Blumen den Boden, ja im Süden kommen schon reife Früchte vor. Da steht vor Allen die japanische Camelle in voller Blüthe und bildet mit den üppig grünenden Weizen- und Maisfeldern einen seltsamen Contrast zu den schneebedeckten Gebirgen. Im Mai wetteifert die Thätigkeit der Menschen mit der schaffenden Urkraft der Natur, und lachendes Grün erfrischt und entzückt das Auge... Das Bambusrohr, die Palme und die Banane breiten ihre zierlichen Zweige aus, die Orangen und andere süß duftende Pflanzen erfüllen die Luft mit ihren Wohlgerüchen. Im Juni wird die erste Ernte eingebracht, dann bereitet die Regenzeit den Boden für die zweite Saat, und im October erfolgt die zweite Ernte. Herbstblumen lassen die Blüten im Frühlingskleide erblühen, bis der spät eintretende Winter der Natur eine kurze Ruhe gestattet. Der Schneefall ist allerdings gering, und die weiße Decke breitet sich nicht lange über den Boden. Tage, wo das Thermometer nicht über den Gefrierpunkt steigt, sind sehr selten. Schon mit dem Neujahrestag der früheren japanischen Zeitrechnung, der in die zweite Hälfte des Februar fällt, nimmt „der liebliche Monat“ seinen Anfang. Die Lieblingsblumen der Japaner fangen an, ihr Frühlingskleid anzulegen, und in den winzigen Biergärten und Tempelhainen läßt Unguisu, die Nachtigall, ihr Lied ertönen.
„Liedlich singet Unguisu schon auf den Zweigen der Bläume,
Doch in den Frühling hinein fällt unaufhörlich noch Schnee.“

Also auch Japan hat seinen Winter, der sich sogar in Folge des feuchsten Klimas oft recht unangenehm bemerkbar macht. Je kälter es wird, desto umfangreicher wird der Japaner, denn er zieht ein wattiertes Kleid über das andere, und wenn er

dann noch die Hände in den weiten Ärmeln verbirgt, gewährt er einen gar seltsamen Anblick. Aber weibliche Grazie siegt über Alles und sieht selbst aus den schweren Falten wattirter, über einander gezogener Stoffhüllen schelmisch hervor, und die Japanerin gehört trotz ihrer mongolischen Abkunft wahrlich nicht zu den am wenigsten Anmuthigen ihres Geschlechtes.

Ein tief in die Stirn fallendes Kopftuch schneidet gerade über den fein gemalten Augenbrauen ab, umhüllt die Wangen und legt sich in lockerten Falten um den zierlichen Hals. Der wattirte „Kirimon“ schmiegt sich fest um das schlanke Figürchen und wird durch den „Obi“, einen breiten Seidengürtel, gehalten, der bei unverheirateten Mädchen im Rücken eine riesige, schmetterlingartige Schleife bildet. Den Oberkörper bedeckt ein Ueberwurf, dessen lange Ärmel, etwa in der Mitte der Öffnung, zusammengeknüpft sind und so eine weite Tasche bilden, die den Damen der Gesellschaft als Pompadour dient. Schminkbüschchen, Puderquaste, Bonbonnière, Fächer, kurz das ganze Arsenal der Kofetterie findet hier seinen Platz. Hat die Japanerin Gelegenheit zu erröthen, dann erhebt sie mit unnachahmlicher Grazie den Arm und bedeckt mit dem in solchen Fällen natürlich leeren Ärmel das feine Gesichtchen, aus dem nur noch die Augen schelmisch hervorleuchten. Auch das bunte papierne Schirmdach hat eine winterliche Metamorphose durchgemacht. Seide in gebrochenen Farben überspannt das Bambusgestell und trägt elastisch die Schneelast. Die kleinen Fächer steden in hölzernen „Guetta's“, die allerdings an Zierlichkeit nicht mit den Stedelschichten unsrer Urogrohmütter wetzeln können. Die Sohle ruht auf zwei Stelzbrettern, die gegen Nässe und Schnee schützen, aber der Anmuth des Ganges keineswegs zuträglich sind.

Japan im Schnee! Das mußbet den Mittel-Europäer fast heimathlich an, und vielleicht ist es dieses dem unrigen ähnliche Klima, das uns die ostasiatischen Freunde so nahe gebracht hat, daß sie darüber schier ihre Eigenart verloren haben. Die japanische National-Tracht beginnt schon seit einem Jahrzehnt zu verschwinden, und eine Dame der Gesellschaft sieht heutzutage im „Lande des Sonnenaufgangs“ einer Pariser „Mondaine“ zum Verwechseln ähnlich. Die Kobe verdrängt den „Kirimon“, und im Winter spielt das früher wenig geschätzte Pelzwerk eine große Rolle. Die japanische Anmuth hat ihren eigenartigen Rhythmus der Bewegung und wird sich hoffentlich nicht ganz durch die pariser Robe einzwängen und durch den abjaploien Schuh anglißiren lassen.

Nachdruck verboten.

Die Modeblumen der Winter-Saison.

Von Max Heddörffer.

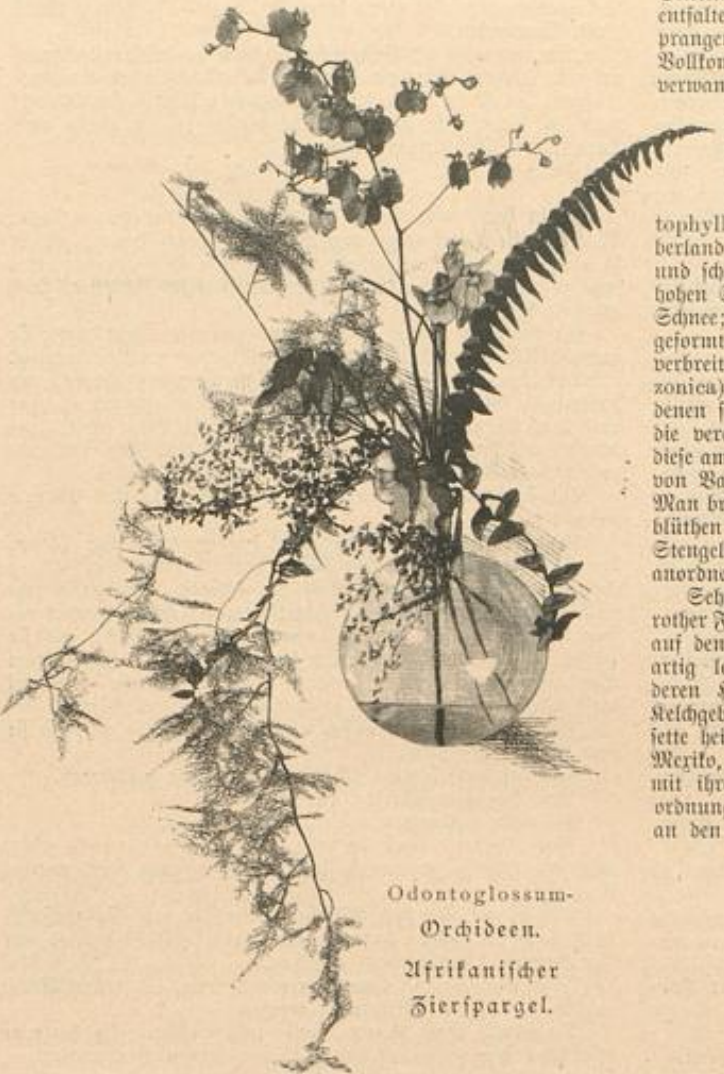
So lange der Garten seine Blüten und Pflanzen im sommerlichen Festkleide zeigt, werden die Blumenkinder des Treibhauses gar stiefmütterlich behandelt. Aber die Blumenfreundin, die im Sommer durch Feld und Garten wandelt, hier und dort einige Blüten und Blätter bricht und sie mit geübter Hand zum zierlichen Strauß bindet, will auch im Winter ihre Lieblinge nicht missen; da kommt denn das Treibhaus zu seinem Rechte.

Pflanzen, die im Sommer kaum beachtet werden, gelangen im Winter zu Ehren, das beidesenste um seinen Winterschlaf gebrachte Blümchen darf dann den Blumentisch zieren; keine Blume aber ist der freundlichen Leserin farbenprächtiger und duftiger genug, wenn sie sich zum Ball schmückt, oder Gesellschaften giebt und besucht.

Der eigentliche Blumen-Luxus entfaltet sich im Winter, und sobald es sich um Luxus handelt, tritt die Mode in ihre Rechte. Blumen-Moden sind gekommen und gegangen, Geschmackslosigkeiten, die uns vorzugsweise Frankreich brachte, hat man angestaunt und nachgeahmt, allmählich ist die Bindekunst in vernünftige Bahnen gelenkt worden, und jetzt heißt die Parole der eleganten Welt: „Blumen ohne Draht.“ Als im Vorjahre durch die Zeitung die Meldung ging, daß sich in Wien eine Vereinigung einflußreicher Damen gebildet habe,

die sich verpflichteten, kein Draht-Bouquet mehr anzunehmen, da wünschte man vielfach in den Kreisen norddeutscher Gärtner, daß sich solche Vereinigungen auch in unseren Hauptstädten bilden möchten. War es doch in letzter Zeit bei uns so weit gekommen, daß man den Werth einer Blumenarbeit nicht nach ihrer künstlerischen Zusammenstellung und der Seltenheit der verwendeten Blumen, sondern lediglich nach ihrem Umfang bemast. Bräute traten mit Bouquets an den Altar, die ihnen pfundschwer in der Hand lagen, Gesellschafts- und Geselns-Bouquets erreichten eine Größe, durch die sie überall hinderlich wurden, und theueren Verstorbenen gab man Lorbeer- und andere Kränze mit auf den letzten Weg, die oft ein Wagenrad an Umfang erreichten. Bei der Blumen-Verarbeitung ohne Draht kann es sich nur um kleinere Zusammenstellungen handeln, und so wendete man sich denn seltenen Blumen zu, durch die auch ein winziger Strauß kostbar wird. Je mehr die Verwendung von Draht in eleganten Blumen-Bindereien verpönt wird, um so mehr werden die Import-Blumen und die kurzstieligen Blüten unsrer Glashäuser von der Bildfläche verschwinden.

Die kostbarsten und vielgestaltigsten unter den langstieligen Modeblumen sind die Orchideen, die in Tausenden von Arten die Glashäuser schmücken und jede andere Blüthe der Winter-Saison in den Schatten stellen. Trefflich lassen sie sich verwenden, diese Blumenkinder des tropischen Urwalds, die sich hier zu Dutzenden und Hunderten, schillernden Faltern gleich, auf einem langgestreckten, schwanken Stengel schaukeln, dort andere Thiere mannigfacher Art nachzuahmen scheinen, oder durch sonst absonderliche Gestaltung auffallen, und die Mutter



Odontoglossum-Orchideen. Afrikanischer Fierspargel.

Natur mit dem köstlichsten Duft, mit der verschwenderischsten Farbenpracht und mit einer seltenen Dauerhaftigkeit ausgestattet hat. Die Venusseh-Orchideen, deren unteres Blumenblatt zu einem Pantöffelchen verwachsen ist, deren beide seitliche Blumenblätter bei einigen Arten in spiralförmige Schüre auswachsen, gehören zu den bevorzugtesten Blüten dieser Gruppe. Fehlt ihnen auch der Duft, so hat die Natur sie bei Verteilung der Farben dagegen besonders reich bedacht. Die Haltbarkeit der einzelnen Blüthe ist erstaunlich, bewahrt sie sich doch abgeknippt, in einer mit Wasser gefüllten Vase, ihre Frische drei Wochen lang. Eigenartig schön ist die geaderte, die flecken- oder regelmäßig streifenartige Zeichnung und die hübsche Behaarung mancher Venusseh-Orchideen, namentlich wenn sie in dunkelster, glänzend-schwarzpurpurner Färbung auftritt. Wer die zierlichen Miniatur-Blüten oder überhaupt die kleineren Blumengebilde liebt, für den wird ein Stiel der vielblumigen Oncidium- oder Odontoglossum-Orchideen mit einigen Farnwedeln einen Strauß liefern, wie ihn gleich schön, als Brust- oder Taillen-Schmuck, die beste Binde-Künstlerin nicht zusammensetzen vermag. Eine wunderbare, hierher gehörige Modeblume ist die zu Ehren der Prinzessin von Wales gekaufte Alexandra-Orchidee (Odontoglossum Alexandrae) aus Neu-Granada. An lang überhängenden, schlanken Stielen entfalten sich Trauben von Blüten, in Form und Farbe sehr verschieden, meist blendend weiß oder zart rosafarbig, flachgeöffnet, bis 8 cm breit, oft mit vereinzelten blutigrothen Flecken gezier. Lange Jahre gehörte diese Orchidee zu den größten und kostbarsten Seltenheiten, dann ist sie aber in Hunderttausenden von Exemplaren importiert und auf den Blumenmarkt gebracht worden. Zu den schönsten Mode-Orchideen gehören ferner die Riesenblumen der Cattleya, namentlich in den violettfarbig blühenden Sorten, die diesen nah verwandten Laelien, die absonderlich gefornnten, aber oft entzündend schön gefärbten Blüten der Masdevallia, die rosafarbige dankbare Lycaste, die Dendrobien, die lockere Trauben weißer Blüten entfaltende Coelogyne cristata und andere mehr.

Wo die Orchideen, die man ihrer absonderlichen Formen halber oft als Carnivals-Gestalten der Pflanzenwelt bezeichnet hat, den Blumenmarkt beherrschen, da wird es anderen Blüten nicht leicht, sich die Gunst der Damen zu erwerben. Unter den neben den Orchideen bevorzugten Pflanzen nehmen viele Amarylliden eine bevorzugte Stellung ein. Manche zu dieser Familie gehörigen Blütenpflanzen, so das Schneeglöckchen, der Herold des deutschen Frühlings, die stark duftende Narzisse u. a., sind den Blumenfreundinnen längst bekannt. Schöner und stolzer aber blühen die tropischen Arten, so vor Allem die Vertreter der Gattung Ritterstern.



Frauenschuh-Orchideen.

Die Amaryllis sind Zwiebel-Gewächse, die auf dicken, saftigen Stielen zwei und mehr ihrer riesigen, trichterförmigen Blüten entfalten, die in allen Abstufungen von Roth und Weiß prangen und durch gärtnerische Züchtungskunst zu seltener Vollkommenheit gebracht worden sind. Zu den der Amaryllis verwandten Modeblumen der Winter-Saison gehört auch die nach der Tochter des Flügels Argos benannte Ismene, deren herrlich duftende weiße und gelbe Riesenblumen gegen Ende des Winters auf dem Blumenmarkt erscheinen, ferner die herrlichen, in dicken Tolden blühenden Sorten des mennigrothen Niemenblattes (Himantophyllum miniatum), zu Ehren des Herzogs von Northumberland aus dem Geschlechte der Clive auch Clivia genannt, und schließlich die reizende Eucharis. Die von etwa 70 cm hohen Stielen getragenen Blüten der Eucharis sind weiß wie Schnee; man glaubt auf den ersten Blick, sie seien aus Gyps gefertigt, aber ein zarter Duft verrieth das Naturgebilde. Die verbreitetste Art ist die Amazonen-Eucharis (Eucharis amazonica), die mit anderen, weniger bekannten Gattungen, von denen sie sich nur durch seine botanische Merkmale unterscheidet, die vereinigten Staaten Columbiens als Heimath theilt. Alle diese amaryllisartigen Winterblumen werden, zur Ausschmückung von Vasen verwendet, in jedem Salon Bewunderung erregen. Man braucht keine Künstlerin zu sein, um die kräftigen Niemenblüthen mit einigen Frauenhaar-Wedeln und den feinsaubigen Stengeln afrikanischer Fierspargeln in wirkungsvoller Weise anordnen zu können.

Sehr geschätzt sind moderne Winterblumen von brennender rother Färbung, namentlich zum Schmuck weißer Ball-Toiletten, auf denen sie beim Glanze des elektrischen Lichtes gar eigenartig leuchten. Zwei Gattungen liefern solche Modeblumen, deren Hauptreiz die prächtigen, das eigentliche, unscheinbare Kelchgebilde umgebenden Hüllblätter bilden. Schönste Pointe heißt die eine der feurigen Modeblumen; sie stammt aus Mexiko, gehört zur Familie der Wolfsmilch-Gewächse und liefert mit ihren corallenrothen Brakteen, die in radförmiger Anordnung im December und Januar um die winzigen Blüten an den Zweigspitzen zu erscheinen beginnen und dann zu statt-



Cattleya-Orchideen.

lichen Blättern auswachsen, einen glänzenden Zimmerschmuck. Durch zahlreichere Brakteen zeichnet sich eine sogenannte gefüllte Form aus, die der verstorbene Botaniker Koelz vor der Hütte eines Indianers in Meriko fand. Sie diente ihm als Cinnabrum-Quelle, indem er ihre Blüten zum Schmuck der Altäre und Madonnenbilder verkaufte. Die zweite, der feurigen Modeblumen ist die Flamingo-Pflanze. Mit dem ebenfalls zur Zimmer-Cultur geeigneten Scherzers Anthurium bildet das in den West-Cordillereu heimische, von den Eingeborenen Capotillo colorado genannte Andrés Anthurium mit seiner großen herzförmigen, scharlachroth gefärbten Blütenhülle eine der schönsten Erscheinungen des winterlichen Blumenmarktes.

Wüßten wir zum Schlusse noch die große Zahl der allbekannteren Winterblüher und Treibpflanzen, so finden wir, daß viele von ihnen nach wie vor ihren Rang behaupten. Halbvergeßene Treibstauden kommen neu in Aufnahme, die Treibgehölze, von der zierlichen Dengia bis zum eleganten Schneeball, von der riesigen Magnolie bis zu den weißen oder lilafarbigen Fliedertrauben, werden nach wie vor zu Blumenarbeiten aller Art verwendet. Zu ihnen gesellt sich in immer vollkommeneren Züchtungen die edle Nemontant-Nelle, und die Königin der Blumen, die Rose, erscheint mit ihren köstlichen, in deutschen Gärtnereien getriebenen Blumen, auf langen grünblättrigen Stielen, von Jahr zu Jahr früher am Blumenmarkt, um ihre weniger schönen Schwestern aus dem Süden zu verdrängen. Zu kleinen Tisch-Bouquets und Anstichsträußen ohne Draht finden nach wie vor die beliebtesten Cyclamen, die duftigen Maiglöckchen, die Beilchen in ihren vielen, einfach und gefüllt blühenden Formen Verwendung, und wir begrüßen in ihnen neben den stolzen, farbenprächtigen fremden Eindringlingen alte liebe Bekannte, deren bescheidenere Schönheit wir nicht unterschätzen dürfen.